This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

600011117H

28.

85.

Betrachtungen
über
Deutſchland.

Betrachtungen über Deutſchland.

Von der letzten Hälfte des achten bis zur erſten des dreizehnten Jahrhunderts, oder von Karl dem Großen bis auf Friedrich II.

Von
Joſeph Weitzel.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1828.

Die Geſchichte zeigt und richtet in der Vergangenheit die Gegenwart, ihre Vorzüge und Gebrechen, ihre Tugenden und Laſter, ihre Weisheit und Thorheit, ihre Größe und Erniedrigung; ſie ſtraft, ohne den Ehrgeiz zu verletzen, tadelt, ohne die Eigenliebe zu demüthigen, und belehrt, ohne den Stolz zu beleidigen; weil ſie Andere nennt, indem ſie von uns ſpricht. Denen, die eine Nachwelt haben, kann ſie in ihrem Leben ſchon die Stelle derſelben vertreten.

Vorwort.

Da ich vor einigen Jahren die Geſchichte des Rheingaues, und ſpäter die von Naſſau, die mit dem dreizehnten Jahrhundert Zuverläſſigkeit und hiſtoriſche Bedeutung gewinnt, zu bearbeiten anfing, ſah ich mich genöthigt, in die früheren Zeiten hinaufzuſteigen, aus denen ſich die ſpäteren entwickelt und gebildet haben. Man begreift die Geſchichte eines Volksſtammes doch nur, wenn man die des Geſammtvolkes kennt, wie die Gegenwart auch nur durch die Vergangenheit erklärt und verſtanden wird.

Seit fünfundzwanzig Jahren hatte ich mich nicht mehr mit dem Mittelalter beſchäftigt, wenn mir auch die abweichenden Anſichten und Urtheile, die ſich darüber ausſprachen, nicht fremd geblieben waren. Die Geſchichte wie die Politik unſerer Tage wies mit gleicher Beſtimmtheit auf daſſelbe zurück, um Zeugniſſe und Belege in ihm für oder gegen die Meinung und das Streben der neuen viel

und tief bewegten Zeit zu finden. Die herrſchende Meinung ſprang, wie in Allem, was ſich auf Staat und Kirche bezieht, ſo auch hier in entgegengeſetzter Richtung feindlich auseinander, und wenn man von dieſer Seite nur begeiſtertes Lob vernahm, dann hörte man von jener nur verachtenden Tadel. Ich beſchloß, das Mittelalter, in wie weit es mir Muße und Kraft geſtatteten, noch einmal zu ſtudiren, und war dabei ſelbſt nicht wenig überraſcht, meine jetzigen Anſichten über daſſelbe in manchen Punkten ſo abweichend von den früheren zu finden. Die Zeit hatte ſich unterdeſſen nicht verändert; ich ſelbſt war es. Da ich nun dachte, meine Gedanken über jenes bedeutende und vielbeſprochene Mittelalter ſeyen vielleicht der Aufbewahrung nicht unwerth, ſo ſchrieb ich ſie nieder, erſt mehr zur eigenen Unterhaltung und Belehrung, dann, weil ich meinte, die öffentliche Bekanntmachung derſelben könnte von einigem Nutzen ſeyn. So ſind gegenwärtige Betrachtungen über Deutſchland vom achten bis zum dreizehnten Jahrhundert, der Zeit ſeiner Größe und ſeines Verfalls, entſtanden.

Inhalt.

Erſter Abſchnitt.

Seite

Staat 3

Zweiter Abſchnitt.

Kirche 86

Dritter Abſchnitt.

Culturſtand 160

Erſter Abſchnitt.

Staat.

Im dreizehnten Jahrhundert bot Deutſchland nur noch ein ſchwaches Bild von ſeiner frühern Macht und Größe dar, und zu ſeiner ſpätern Entkräftung und endlichen Auflöſung war damals ſchon der Grund gelegt, wenn nicht tüchtige Menſchen an ſeiner Spitze, oder unvorherzuſehende Ereigniſſe dem Schickſale des noch früher getheilten Vaterlandes eine andere Wendung gaben. Karl der Große hatte in ſeinem Reiche ein Werk gegründet, das ſeine Nachfolger nur zu erhalten brauchten, um den Beſtand und das Glück des Staates zu ſichern. Doch gibt es Umſtände, unter denen Erhalten ſchwerer iſt als Erwerben. Karl's Geiſt aber erbte ſich auf Keinen ſeines Geſchlechtes fort. Der gewaltige Bau, den er aufgeführt, fiel in Trümmer, und zu der Zeit, von der wir reden, erkannte man den Willen und das Werk des Meiſters nur noch in entſtellten oder ver=

fehlten Nachbildungen. Was ſein Geiſt geſchaffen, lebte noch zum Theil, aber in todten Buchſtaben fort, und die Wahrheit, die ſeine Weisheit und Kraft bezweckte, hatten der Unverſtand und die Schwäche einiger ſpätern Kaiſer, beſonders aber die Selbſtſucht und der Eigennutz der Fürſten und Herren ſelbſt, in Verderben und Nachtheil verkehrt. Karl der Große ward von Manchen ſtreng, und in mancher Hinſicht mit Recht gerichtet; aber wenn etwas die Art entſchuldigen kann, wie man zur Herrſchaft gelangt, dann iſt es der Gebrauch, den man von ihr macht. So lange das Glück von vielen Tauſenden, und oft Jahrhunderte hindurch, Wenigen anheim gegeben iſt, deren Wille und Fähigkeit das Schickſal derſelben beſtimmt, ſollten öffentliche Tugenden und Vorzüge uns gegen gewiſſe Laſter und Gebrechen des Privatlebens zur Nachſicht ſtimmen. Hat Karl das Erbtheil ſeines Bruders an ſich geriſſen, dann mochten ihm die Völker dafür danken, worüber die Beraubten als über Unrecht und Gewaltthat klagten. Die blutige Sachſentaufe, wie ihre grauſame Verpflanzung und die der Thüringer mag für eine Art von Nothwehr gelten; denn das Reich der Franken konnte neben dem wilden Sachſenſtamme nicht mit Sicherheit beſtehen, und die Wurzeln des politiſchen Lebens

waren bei ihm ſo eng und feſt mit denen des religiöſen verwachſen, daß jene nur mit dieſen ausgerottet werden konnten. Daß Karl viertauſend wehrloſe Sachſen, bei Verden an der Aller, ſchlachten ließ, kann nichts entſchuldigen, nicht Treubruch und Verletzung des gegebenen Wortes, nicht der wiederholte Aufſtand. Selbſt die Politik vermag es nicht, die ſonſt gern Nachſicht mit allen Mitteln hat, die zum Zwecke führen. Die blutige That entwaffnete die Sachſen nicht, ſondern gab ihnen die Entſchloſſenheit der Verzweiflung. Karl hat ſeinen Namen befleckt, und durch dieſes große Opfer ſeiner Sache nicht genützt. Wenn die Klugheit je ein Unrecht geſtatten könnte, dann wäre es doch nur, wo ein großes Uebel durch ein kleines vermieden wird.

Ich bin übrigens nicht der Meinung, daß man Regenten immer wie Privatleute beurtheilen dürfe. Wer Regenten wie Bürger, und das öffentliche Wirken, über dem kein Geſetz und Richter ſteht, wie das eines Privatmannes, dem beſtimmte Schranken vorgezeichnet ſind, beurtheilen will, kann in die Lage kommen, die ſündige Entſchloſſenheit zu verdammen, die Einen Tauſenden opfert, und die fromme Gutmüthigkeit zu billigen, die Tauſende nicht retten will, weil ſie Einen untergehen laſſen müßte.

Wie das ächte Kennzeichen der wahren Größe die Großmuth iſt, ſo zeichnete ſie Karl den Großen in hohem Grade aus. Uebte er ſie auch manchmal auf eine Weiſe, die den Franken und den Chriſten des achten Jahrhunderts kenntlich machte, dann hatte er doch die Fehler und Gebrechen Beider weniger, als einer ſeiner Zeitgenoſſen, weniger, als irgend ein Fürſt der fünf folgenden Jahrhunderte, auch Heinrich den Erſten nicht ausgenommen, der nach Karl der größte unter den großen Regenten Deutſchlands war. Dreißig Jahre voll Beſchwerden und Gefahren hatte dieſer an die Unterwerfung der Sachſen geſetzt, die, von ihm beſiegt, ſich immer wieder gegen ihn empörten, und den Krieg auf Tod und Leben für ihre Freiheit führten; und da ſie endlich, des Sieges würdig, einem Würdigern erlagen, gab dieſer, erhaben über Zorn und Rache, den Beſiegten nicht nur gleiche Rechte mit den Siegern, ſondern ließ ihnen, mit Ausnahme der Religion, ihre theuerſten, eigenthümlichen Geſetze, Gewohnheiten und Rechte. Man verſteht die Größe gewiſſer Menſchen und Zeiten nur, wenn man die Bedeutung der Einfachheit ihrer Sitten und Bedürfniſſe verſteht. Wir, mit unſern Begriffen von Lebensgenuß, öffentlichem Wohle, Geldumlauf, Staatskräften, und Induſtrie haben

wenig Sinn dafür, und verſtehen jene Zeiten und Menſchen nicht. Den großen Karl, der die ungleichartigen Elemente ſeines Rieſenreichs, das von dem Weltmeer bis nach Ungarn, von der Elbe bis zur Tiber ging, mit ſicherer Hand zuſammenhielt, und mit einer großen Macht eine große Mäßigung verband, erkenne ich erſt ganz in dem Kleide, das ſeine Frauen ihm mit eigner Hand verfertigt haben; und wenn er den Preis der Eier auf ſeinen Meierhöfen beſtimmt. Männer dieſer Art haben die Weltherrſchaft Roms gegründet, Männer, die man vom Pfluge zur Dictatur berief, die von Geſandten ſtolzer Mächte am Herde gefunden wurden, als ſie ihr Mahl bereiteten. Einem ſolchen Manne verdankte Theben ſeinen Tag voll Ruhm und Macht, der mit ihm auf- und unterging, einem Manne, der Spartas eiſerne Größe brach, und nicht ausgehen konnte, weil ſein einziger Mantel in der Wäſche war. Man lächelt vornehm über die veraltete, gemeine Einfalt. Haben wir doch auch Leute, die nur über einen Rock, vielleicht über keinen, verfügen können, die den Hühnern die gelegten Eier nachzählen, das frugale Mahl ſich ſelbſt bereiten; und ſie ſind weder die Würdigſten noch die Beſten. Allerdings thut es der einzige Rock oder das einzige Hemd auf dem Leibe

ſo wenig, als das Pflügen mit eigner Hand oder das Kochen ſeiner Rüben. Die Mäßigung thut es, die Vieles haben kann, und ſich mit Wenigem begnügt, die in ihrer Armuth nichts entbehrt, wo ſie auf Koſten Anderer reich ſeyn könnte, die den Werth des Lebens höher ſchätzt, als daß ſie ihn in Dingen fände, die es werthlos laſſen; die den Einzelnen nicht, ſeinen Leib und ſeine Genüſſe, zum Zwecke des Ganzen macht, und dieſes jenem opfert. Dieſe veraltete Größe iſt freilich nicht im neueſten Geſchmack, der ganz andere Vorzüge und Genüſſe kennt. Aber wird der Menſch reicher, der die Mittel häuft, ſeine Bedürfniſſe zu befriedigen, wenn dieſe ſchneller als jene wachſen? Die Zeit, welche wir als unſer Ideal betrachten, hat doch auch ihr Ungemach, die Zeit, wo Reichthum und Dürftigkeit die Menſchen in Weſen beſonderer Gattungen ſcheiden, die eine mit Uebermuth der andern voll Demuth entgegengeſetzt; wo das Geld der Maßſtab aller Tugenden und Verdienſte iſt, oder ſie gar entbehrlich macht, und ihre Stelle vertreten kann; wo nichts ſo hoch und ſtark gefunden wird, über das, nach einem Ausdrucke des Königs Philipp von Macedonien, nicht ein mit Gold beladenes Maulthier käme; wo zwei Drittheile der Bevölkerung ihr Leben in dem mühſeligen Er-

werbe der Mittel aufreiben, es zu friſten, und der Reiche ſo elend werden kann, daß er den Armen um den Hunger beneidet, der ihn quält; wo Hundert entbehren, und ſich durch unmäßige Anſtrengung erſchöpfen, damit Einer durch müßige Langeweile und Ueberſättigung noch unglücklicher werde, als ſie. Allerdings führt die Entwickelung der Geſellſchaft, mit der, ich geſtehe es gern, auch Vortheile und Vorzüge verbunden ſind, zu dieſen Uebeln, die von ihr faſt unzertrennlich ſind, und man hat Unrecht, ſich über Mängel zu beklagen, die mit der menſchlichen Natur verbunden ſind. Darum darf man auch nicht, was ich von der geprieſenen Zeit der Cultur und Civiliſation geſagt, als Tadel oder Vorwurf nehmen; ich frage nur, ob ſie ſo unbedingt das ihr geſpendete Lob verdiene.

Karl war ein guter Menſch, in wie weit man es ſeyn kann mit einer großen Macht, mit großer Herrſch= und Ruhmbegierde. Man tadelte an ihm ſeine zu große Neigung zu dem andern Geſchlecht. Sie war ſein größter Fehler nicht, da die Weiber nie Einfluß auf die Regierung hatten. Dieſe Verirrung, die er mit vielen ſeines Gleichen, mit Cäſar und Heinrich IV. von Frankreich, theilte, iſt vielleicht noch am erſten zu vergeben, wenn das

Volk die Koſten derſelben nicht zu tragen hat. Karl war ein guter Chriſt, und der Religion aufrichtig zugethan, doch verſtand er es, die Anſprüche dieſes Lebens mit denen des künftigen, ohne Nachtheil für das erſte, auszugleichen. Ihm ward das ſeltene Glück, daß ihn die Kirche unter die Heiligen und die Geſchichte unter die großen Männer aufnahm. Seinen Tod kündigten Zeichen am Himmel und auf der Erde an. Sonne und Mond verhüllten ſich trauernd in Finſterniß. Eine ſchreckliche Lufterſcheinung ging drohend über die Erde, und der Säulengang zwiſchen der kaiſerlichen Pfalz und dem Dom zu Aachen ſtürzte ein. Dem abergläubigen Volke geſchieht nichts Außerordentliches ohne Wunder oder Zauberei, und es erkennt oft eben ſo gut die Größe eines Mannes an, wenn es ihn zum Vertrauten der Hölle, als wenn es ihn zum Lieblinge des Himmels macht.

Karl hatte ein Reich gegründet, das an Umfang und innerer Feſtigkeit den größten und feſteſten gleichkommt, welche die Geſchichte kennt, und hat dies ungeheure Reich, eine lange Reihe von Jahren hindurch, mit ſeltner Kraft, Klugheit und Gerechtigkeit regiert. Karl war Geſetzgeber, Staatsmann, Verwalter und Feldherr, im Beſitze einer großen Macht mäßig, auch wo er willkürlich verfahren

konnte, billig, des abſchreckenden Beiſpiels wegen einigemal grauſam, aber nicht aus Neigung, ſondern aus Politik. Man muß die Zweckmäßigkeit ſeiner Anordnungen bewundern, die, mit einem richtigen Verſtande aufgefaßt, ganz einfach zum Ziele führten. Sie zeugen von dem ſichern Blicke, der das Rechte zu ſeiner Zeit und an ſeinem Orte erkennt. Dieſe Ordnungsliebe und Zweckmäßigkeit, von einer ſeltnen Thätigkeit unterſtützt, vermag Unglaubliches zu thun. Auch that es Karl. Durch einen klugen Gebrauch der Zeit, von der dem raſtlos Thätigen nichts verloren ging, und die bei aller Thätigkeit ihn nicht erſchöpfte, weil die Abwechſelung in der Arbeit ihm Erholung war, wie ſie es dem rechten ernſten Fleiße iſt, wirkte er, was keine menſchliche Kraft zu vermögen ſcheint. Wie auf ſeinen Krongütern ein ſo ſorgſamer Hauswirth, der den Ertrag ſeines Viehſtandes berechnete und kannte, ſo war er dem größten Reiche, ſeit der Römerherrſchaft, ein allgegenwärtiger, ordnender Kaiſer. Und aus welchen fremdartigen, zweiſpaltigen Theilen war das Reich gebildet! Es gibt rührige Naturen, die in kleinlicher Thätigkeit unermüdlich ſind, und ſelbſt in einem Staate nichts Kleines überſehen, aber dafür das Große. Karl war derſelbe, nicht groß im Kleinen, um im Großen

klein zu ſeyn, ſondern im Kleinen groß, und im Großen der Größte. Die Welt hat nach ihm vielleicht nur einen wieder auf dem Thron geſehen, der ihm in dieſer Hinſicht gleich kam. Selbſt Friedrich von Preußen ſteht ihm nach. Daß er ein großer Krieger war, machte es ihm möglich, ſeine umfaſſenden Entwürfe auszuführen und ſein Reich zu ſichern; auch darf man von ihm rühmen, daß er höchſt ſelten zwecklos Blut vergoſſen hat. Der Krieg war ihm ein Mittel der Erhaltung, nicht der Zerſtörung. Eine philanthropiſche Philoſophie mag den Krieg mit Recht verabſcheuen, und das kriegeriſche Genie und Verdienſt gegen die bürgerliche Tugend nicht hoch anſchlagen; aber in den Gefahren des Kampfes, in dem Geräuſche und unter den Entbehrungen des Lagers entwickeln ſich Tugenden, die den Mann in ſeiner höchſten Würde zeigen, und bürgerliche Tugend keineswegs ausſchließen. Iſt der Krieg auch ein Uebel, dann iſt er doch ein unvermeidliches, und die Geſellſchaft muß die, welche ihn zu führen wiſſen, zu ihren nöthigen Gliedern zählen. Krieg wird ſeyn, ſo lange Staaten geſetz- und rechtlos neben einander ſtehen; und das iſt der Fall, ſo lange es unabhängige Staaten gibt. Wir haben freilich ein Völkerrecht, das aber nur denen ein Recht gibt, die

Macht haben. Sein oberſter anerkannter Grundſatz ſagt nichts anders, als daß die Schwäche ſich die Bedingungen gefallen laſſen muß, denen die Stärke ſie unterwirft, und die ſie ſo lange zu halten ſich verpflichtet, als ſie ſich ihnen nicht entziehen kann. Zu jedem rechtlichen Zuſtande gehört ein gemeinſchaftliches Geſetz und ein gemeinſchaftlicher Richter, zur Beilegung und Entſcheidung einer Klage zwiſchen Streitenden, und endlich eine vollziehende Macht, die, ſtärker als die ſtreitenden, dieſe zwingt, ſich dem Ausſpruche des Richters zu unterwerfen. Auch unſre gebildete Zeit ehrt und muntert das kriegeriſche Verdienſt mit großem Rechte auf; das Jahrhundert Karl's konnte es noch weniger entbehren, weil der Krieg damals noch häufiger und unvermeidlicher geweſen iſt.

Karl, der ſein großes Werk in ein flüchtiges Daſeyn rief, glaubte für eine lange Zeit zu bauen; aber der Rieſenkörper ſank als todte Hülle, da der Rieſengeiſt aus ihm gezogen war. Er ſelbſt hatte vielleicht den Verfall ſeiner eignen Schöpfung, ohne es zu wollen, in Manchem vorbereitet. In Allem, was kräftige Menſchen unternehmen, aber nicht vollenden können, verrechnen ſie ſich, da ſie eine Laſt leicht auf ihre Schultern nehmen, der kein Anderer

gewachſen iſt. So bleibt, beſonders in Monarchien, wo der Leib des Regenten ſich fortpflanzt, nicht aber der Geiſt, gewöhnlich das Werk eines mächtigen Mannes ein Torſo, ein Denkmal, das gerade dadurch, daß es nicht vollendet ward, für ſeine Größe zeugt. So war es auch mit der Schöpfung Karl's, der zu den Seltenen gehörte, die geboren worden um Andere zu regieren.

Manche wollen an ihm tadeln, daß er die Geiſtlichkeit zu ſehr begünſtigt habe. Allerdings ward von ihm auf das Eigenthum eine ſchwere Laſt gewälzt, indem er es mit dem Zehnten belud. Doch war dieſer vielleicht die einzige Abgabe, die ſich bei dem damaligen Zuſtande der Geſellſchaft am einfachſten heben ließ. Daß er ſie der Geiſtlichkeit zugewendet, kann nicht befremden, wenn er die Kirche, die er bildete, ausſtatten wollte. Das alte Teſtament, das ſo viel Fremdartiges in unſer Chriſtenthum gebracht, mag auf die Erhebung des Zehnten geleitet haben. Doch darf man nicht vergeſſen, daß nach der Beſtimmung dieſer Abgabe, die ſich ſpäter ſo ſehr geändert hat, der Ertrag allerdings den Bedürfniſſen der Religion dienen, der Ueberſchuß aber für die Armen verwendet werden ſollte. Karl zeigte ſich dem Chriſtenthum ſehr gewogen, ſowohl aus re-

ligiöſer Geſinnung, als wahrſcheinlich auch, weil er es der Geſittung und Bildung ſeiner Völker förderlich fand, gewiß aber, weil es das kühne und freie Gemüth zur Demuth und zum Gehorſam erzieht, und der bürgerlichen Gewalt ihre Zwecke ſehr erleichtert. Eine feindſelige Nebenbuhlerin ahnte der ſtarke Karl in der geiſtlichen Macht noch nicht, wenigſtens konnte ſie ihm nicht furchtbar erſcheinen, ihm, der die Erzbiſchöfe, die Biſchöfe und ſelbſt den Papſt ſo abhängig von ſich, wie ſeine Grafen und Edeln ſah, und mit feſter Hand in ſolch untergeordneter Stellung zu erhalten wußte. Was man an den Verfügungen und Anordnungen Karl's beſonders bewundern muß, iſt ihre Einfachheit, Klarheit und Beſtimmtheit, das ſicherſte Zeichen des überlegenen Geiſtes, der ſie gab. Ihm kam zu ſtatten, daß er noch ungebildete Völker hatte, die immer, wenn auch ſchwer zu behandeln, doch für Bildung empfänglicher, als Verbildete ſind. Ein Volk mit einfachen Sitten und wenigen Bedürfniſſen bedarf zur Erhaltung der Ordnung weniger und einfacher Geſetze. Die Unwiſſenheit macht mehr, als die Wiſſenſchaft gelten laſſen will, des Menſchen Unſchuld, und die Mäßigung deſſen Gerechtigkeit. Viele Geſetze zeigen immer von der Neigung zu vielen Vergehen. Bei

einem verdorbenen Volke, das zahlreiche Geſetze braucht, werden dieſe faſt eben ſo oft Werkzeuge und Gehülfen ſchlechter Begierden ſeyn, als ſie dieſelben beſchränken und beſtrafen.

Die Verfaſſung, wie ſie unter Karl und großentheils durch ihn beſtand, war, nach einem Lieblingsausdrucke der neuern Zeit, in ſo weit hiſtoriſch ausgebildet, daß die Gegenwart, wie das bei allem naturgemäßen Fortſchreiten der Fall iſt, ſich aus der Vergangenheit entwickelt hatte. Immer bedarf jede Anpflanzung und jeder Bau eines Bodens, in dem der Keim niedergelegt wird und wo das Fundament ruht. Das Leben eines Volkes iſt ſo gut ein Ganzes, wie das des Einzelnen, und um eine Kette zu bilden, muß ein Ring in den andern greifen; doch iſt die Kette nicht ein und derſelbe Ring, das Leben nicht ein Lebensalter, der Boden weder die Saat und Ernte, noch der Bau, der auf ihm ruht. Die ſtarre Stabilität iſt darum ſo wenig naturgemäß, als die Entwickelung ohne Stufenfolge, und die Gegenwart muß ſich wohl aus der Vergangenheit fortgebildet haben, aber nicht ſie ſelbſt ſeyn. Indeſſen findet ſich zwiſchen unſerer und jener Zeit noch der bedeutende Unterſchied, daß in dieſer die Völker durch viele Bande an eine beſtimmte Ordnung der Dinge

geknüpft waren, die jetzt zerriſſen ſind. Glaube, Sitte, Gewohnheit und Geſetze, alles war feſter, ſicherer, nationaler, eigenthümlicher, hatte tiefere Wurzeln geſchlagen, in denen ſich ein Leben verbluten konnte, wenn man ſie gewaltſam ausriß. Unſere Cultur hat uns ſo vielſeitig geſtaltet, daß wir faſt aller Zeiten und aller Länder ſind. Da wir ſelbſt wie in der Luft ſtehen, ſo bauen wir auch in ſie; aber das Werk iſt unſicher und wandelbar, wie ſein Fundament, auf dem es ruhet.

Das Reich hatte ſeine Herzoge, Grafen und Edelvögte, die von des Kaiſers Ernennung abhingen. Die Herzoge ſtanden an der Spitze der Heerbannsmannſchaft ihres Herzogthums, und hatten ſpäter auch die hohe Polizei und obere Gerichtsbarkeit. Der Graf war Oberſter im Heerbanne und Richter in ſeiner Grafſchaft, und unter ihm führten die Vögte, als Hauptleute, die Truppen an und übten die untere Gerichtsbarkeit, die weder über Eigenthum noch Freiheit zu erkennen hatte. Die königlichen Beamten richteten die Freien; Leibeigene und Knechte wurden von ihrem Grundherrn gerichtet, zu deſſen Gütern ſie gehörten. Ueber die Edeln aber hielt der König ſelbſt Gericht, oder, in ſeinem Namen, deſſen Stellvertreter. In dem Gaue, oder Comitat, hatte

jede Gemeinheit, Mark, ihren gewählten Richter, der als Stellvertreter des Grafen, Vicecomes, die Gemeindeverſammlung hielt, und in geringern Dingen die Gerichtsbarkeit übte. Er heißt öfter auch Comes, da es ſich nachweiſen läßt, daß es ſolcher Comites, als Stellvertreter des Gaugrafen, in einem Comitate mehrere gab. Der Pfalzgraf hielt Gericht in des Königs Pfalz, oder Palaſte, und in deſſen Namen und Auftrage. Solche Stellvertreter der königlichen Majeſtät waren, bei dem großen Umfange des Staates um ſo nöthiger, da der König, oft abweſend, im Felde, oder auf Reiſen, bei häufigen Rechtshändeln und verwickelten Rechtslehren in der ſpätern Zeit, der Arbeit nicht immer gewachſen war. Der Centgraf konnte nicht an Ehre, Leib und Gut ſtrafen. Die Schöffen des Gaugrafen, der das Landgericht hielt, waren vom Volke gewählt. In peinlichen Sachen hing das Urtheil von dem Ausſpruche der Schöffen ab. Wie die Beamten ſich in beſtimmter Unterordnung folgten, ſo entſprach derſelben auch die Gebietsabtheilung in Herzogthümer, Gauen, Centen, Hundreden. Karl, der die Neigung der Großen kannte, ſich der königlichen Gewalt zu entziehen, wollte das Vermögen derſelben dazu ſchwächen. Darum theilte er die Herzogthü-

mer, die in die Hand eines Einzigen zu viel Macht gaben, und ſtellte ſelbſt keine Herzoge an. Dann hob er die Geiſtlichkeit, und machte ſie den weltlichen Herren, ſo viel es anging, an Macht und Anſehen gleich, wohl wiſſend, daß beide Gewalten, wo eine nicht herrſchen kann, ſich gegenſeitig mit Eiferſucht bewachen und in Schranken halten. So weit menſchliche Vorſchrift reicht, ſorgte er für die Einheit des Reichs, die Selbſtſtändigkeit des Throns und die unbeſtrittene Ueberlegenheit des königlichen Anſehens. Damit die Vorgeſetzten ihre Pflicht erfüllten, Ungerechtigkeit und Mißbrauch entdeckt und ihnen abgeholfen werden möge, waren die kaiſerlichen Geſandten, Sendgrafen (missi) angeordnet, die eine ſtrenge Aufſicht über die Verwaltung des Landes führten, die Verſammlung des Reichstheils, dem ſie vorſtanden, die beſondern Reichstage, oder Provinzialverſammlungen in der Regel jährlich einmal hielten. Hier ward die Amtsführung der kaiſerlichen Angeſtellten, ſelbſt die des Biſchofs, geprüft, und Jeder war aufgefordert, ſeine Klagen gegen dieſelben, wenn er deren hatte, vorzutragen. In denſelben Verſammlungen wurden die Landesverordnungen in Vorſchlag gebracht; und, wenn ſie nicht allgemeine Gegenſtände betrafen, die auf dem Reichstage ſchon

entſchieden waren, erwogen. Allgemeine Reichsbeſchlüſſe wurden hier mitgetheilt und bekannt gemacht. „Die Gemeinen, aber doch Freien — ſagt Möſer — behielten ſolchergeſtalt an der geſetzgebenden Macht den ihnen gebührenden Antheil. Ihre Schöffen kamen zur Dietine (angeführten Provinzialverſammlung) und ſtanden, gleichſam als Tribunen des Volks, den Grafen und Edelvögten, in deren Händen ihre ganze Vollmacht nicht ſeyn konnte, zur Seite. Ihre Einwilligung ward zu allen neuen Verordnungen erfordert, und der Geſandte ging mit ihren Schlüſſen an den allgemeinen Reichshof zurück, um dem Kaiſer ſeinen Bericht zu erſtatten.“ Selbſt Karl's Capitularien waren der Genehmigung der Nation unterworfen worden. Es mag unbedeutend ſcheinen, daß die Reichs- und Landtage, wie auch die Gerichte unter freiem Himmel gehalten wurden, und ſich erſt ſpäter in Gebäude unter Obdach zurückzogen; aber dieſer Umſtand iſt wichtiger als er ſcheint. Im Freien hat der Menſch ein gewiſſes Gefühl der Gleichheit und Unabhängigkeit, da der Himmel ſich über Allen auf gleiche Weiſe wölbet, und die Natur weder Stand noch Rang kennt und unterſcheidet. Das Enge der Gebäulichkeiten beengt die Bruſt und ihr vornehmes Ausſehen ſchüchtert den gemeinen Mann

ein, der daran nicht gewöhnt iſt. Auch bewegt ein Geiſtlicher in der Kirche, ein Hofmann und Edler im Palaſte ſich zwangloſer und heimiſcher, faſt wie auf eignem Boden. Die Erfahrung zeigt, daß die Freiheit und Gerechtigkeit abnahm, wie Berathung und Urtheil ſich unter Dach und Fach und endlich hinter verſchloſſene Thüren zurückzogen.

Die Geſandten des Kaiſers waren von zweifacher Art, indem ſie entweder die Juſtiz und Polizei, oder die königlichen Güter und Einkünfte zu verwalten hatten. Da keine gezwungene Abgaben an den Staat entrichtet wurden, und es für niedrig und unedel galt, Perſon und Eigenthum zu beſteuern, ſo mußten die Könige von dem Ertrage ihrer Grundſtücke leben, und die Bedürfniſſe des Staatshaushalts durch die Kron- und Kammergüter beſtritten werden. Sonſt hob der Kaiſer auch Geſchenke, die ihm bewilligt worden, zog die Strafgelder und Confiscationen ein, hob die Zölle und war noch im Beſitze anderer Regalien. Eine Grund- und Perſonenſteuer gab es für Freie nicht. Jene war durch die Heerbannspflicht erſetzt, die ihnen den Kriegsdienſt, auf eigne Koſten, auferlegte. Das Land und ihr Eigenthum ſchützten ſie ſelbſt gegen den auswärtigen Feind, und hatten alſo dafür nicht zu ſteuern. Eine

Abgabe von der Perſon hätten ſie für ein Zeichen der Sklaverei gehalten. Da aber der Kriegsdienſt ſpäter der Beruf eines beſondern Standes ward, belegte man das Grundeigenthum, deſſen Beſitzer nicht die Waffen trugen, mit einer Steuer. Adel und Geiſtliche ſteuerten für ihre Güter nicht, ſie hatten alſo gegen die Laſt der Abgaben auch wenig einzuwenden. Es muß darin endlich ziemlich weit gekommen ſeyn, weil ſchon Kirchenverſammlungen im zwölften Jahrhundert gegen die willkürliche Anlegung und Erhöhung von Steuern eiferten, die ſich Fürſten erlaubten. Auch Friedrich II. gab dagegen ein Geſetz. Die Leiſtungen in Natur oder in Perſon mögen häufiger, wohl auch drückender, als die Abgaben in Geld geweſen ſeyn. Die Lieferungen an das königliche Hoflager, die Einlagerung geiſtlicher und weltlicher Beamten und die Frohnen aller Art gaben oft Anlaß zu Beſchwerden. Kopfſteuer bezahlten nur Bauern und Leibeigene. Mit Grund verhaßt waren die Abgaben zur todten Hand, das Beſthaupt, die bei Todesfällen, oder für die Erlaubniß zu heirathen, bezahlt werden mußten. Auch die Verbrauchsſteuer lernte man ſchon kennen, und dehnte ſie bald auf die dringendſten Bedürfniſſe des Lebens aus; doch war ſie gewöhnlich den Gemein-

den überlaſſen, die ſie zu eignen Zwecken verwendeten. Auch von ihr ſuchten der Adel und die Geiſtlichkeit ſich frei zu halten. Die Abgaben und Laſten der Unfreien waren ungemeſſen. Die Beſiegten, denen man Grundeigenthum gelaſſen, bezahlten eine gewiſſe Abgabe davon, ſo wie ſie für das Geſchenk ihres Lebens ein Kopfgeld zu entrichten pflegten. Auch Weg- und Brückengeld wurde erhoben, um die Koſten des Baues und der Unterhaltung derſelben zu beſtreiten. Geſchenke wurden, nach Jedes Vermögen, in dringender Verlegenheit verlangt und gegeben. Doch ward die anfangs freiwillige Gabe ſpäter, als Bede, eine ſtändige Steuer. Wie der König von ſeinen Domainen, ſo lebten die Großen von ihren Gütern, die ſie als erbliches Eigenthum, Allodien, beſaßen, oder zu Lehen trugen. Da jeder freie Franke, oder Wehre, zum Heerbanne verpflichtet war, und ſich in dem Kriege ſelbſt verköſtigte, ſo fielen die ſtärkſten Ausgaben nicht der Gemeinheit, ſondern den Einzelnen zur Laſt. Der Freie diente im Krieg, hatte aber auch allein politiſche Rechte, ſtimmte in den Reichs- und Provinzialverſammlungen, ſaß als Schöffe mit zu Gericht, und ward nach Geſetzen gerichtet, zu denen er geſtimmt. Ein großer Vorzug, der jetzt in Deutſchland kaum

mehr begriffen wird, war es, daß der Beklagte unter den Richtern Leute ſeines Standes ſah. Man erkennt unter uns dieſen Vortheil ſo wenig, daß bei dem langen und unentſchiedenen Streite über Geſchworne nie recht verſtanden ward, was das heißt, von ſeines Gleichen gerichtet werden, ſo ſehr iſt der rein menſchliche Sinn in dem Zunftgeiſte untergegangen! Mit dem Rechte ſtand es überhaupt nicht ganz übel, ſo lange Schöffen, freie Grundbeſitzer, aus dem Kern der Nation hervorgegangen, mit des Landes Bedürfniſſen, dem Charakter und den Wünſchen ſeiner Bewohner vertraut, nicht nur zu Gerichte ſaßen, und das Recht finden halfen, ſondern auch über die Geſetze zu Rathe gezogen wurden, die das Volk regierten. War das Geſetz auch kein geſchriebenes, oder von Gelehrten, die den Menſchen oft weniger als die Wiſſenſchaft kennen und achten, vielſeitig geprüftes und vielſeitig berathenes, vielmehr ein Gewohnheitsrecht, das aus einem natürlichen Gefühle entſprungen, auch wieder verſtändlich zu ihm ſpricht, das Allen bekannt und achtungswerth, wie die Sitte der Väter, von dieſen auf die Kinder als ein heiliges Vermächtniß überging, dann mochte es ſeiner Beſtimmung mehr entſprechen, als wiſſenſchaftliche Zunftgenoſſen, die in

dem Gewerbe nur Zünftigen eine Stimme laſſen, gern zugeſtehen. Wenn über die einfache Rechtspflege jener Zeit jetzt Mancher vornehm lächelt, dann bedenkt oder weiß er nicht, wie der Geſchichtſchreiber des Fehmgerichts Weſtphalen, Herr Wiegand, mit Recht bemerkt, „daß im ganzen Mittelalter nie das Recht dem Volke ſo ein Geheimniß war, als in der ſpätern Zeit, wo es ſich, ihm ein Räthſel, langſam, ſtill und ſchaurig, durch dicke Actenſtöße zog.“

Die Geſtaltung des Staates und die Anordnung der verſchiedenen Gewalten in demſelben iſt nicht gerade von Karl dem Großen ausgegangen, ſondern die weſentlichen Grundzüge fand er vor, und ſie ſchreiben ſich großentheils von Clodowig, dem eigentlichen Stifter der fränkiſchen Monarchie, her. Karl indeſſen hat das Verdienſt, die zerſtreuten und nicht einträchtigen Theile zu einem Ganzen geordnet, das Fehlerhafte verbeſſert und das Mangelhafte ergänzt zu haben. Er fügte alles ſo nach ſeinem Geiſte, verſchmolz das Widerſtrebende, entfernte das Unpaſſende, und brachte die verſchiedenen Beſtandttheile des Reichs in ein ſo richtiges Gleichgewicht, daß er für den Schöpfer deſſelben gelten kann. Wir haben allerdings keine genaue Kenntniß des

Einfluſſes und der gegenſeitigen Zuſammenwirkung der verſchiedenen Behörden. Es beſteht keine geſchriebene Verfaſſung, wie wir ſie jetzt mit fertiger Hand entwerfen; auch dachte kein Schriftſteller dieſer merkwürdigen Vorzeit daran, ein Staatsrecht derſelben aufzuſtellen. Man muß ſich das Bild der Verfaſſung nach den zerſtreuten Zügen ſelbſt geſtalten, und dieſe aus den Geſetzen, Capitularien und Geſchichtſchreibern zuſammentragen, und oft ſogar durch wahrſcheinliche Vermuthungen ergänzen. Auch darf man nicht vergeſſen, daß in dieſer Zeit, wo Sprache und Schrift nicht ſehr ausgebildet und dieſe wenig in Uebung war, die That über das Wort ging und der Gebrauch mehr Macht hatte als der Buchſtabe. Nichts war durch Satzungen, Vorſchriften und Uebereinkommen ſo genau beſtimmt, ſo ſtreng geſchieden und begrenzt, wie in der Zeit der Hinterliſt, des Betrugs und der durch ſie gewitzigten Vorſicht; darum entſchied auch die Perſönlichkeit eines Mannes ſo viel, weil ſeinem Einfluſſe weder eine abgerundete Ordnung der Dinge, noch das ſophiſtiſche Kunſtgerede einer ſelbſtgefälligen Vielwiſſerei entgegentrat. So viel aber ergibt ſich, bei aller Unſicherheit geſchriebener Quellen, und ſteht feſt, daß Karl die königliche Macht, als die Seele des Staa-

tes, über jede eiferſüchtige Nebenbuhlerſchaft der Großen erhoben, und die ariſtokratiſche Anarchie und Vielherrſchaft niedergehalten hat. Alle Gewalt, deren Zuſammenwirken mit der fürſtlichen nöthig war, erhielt von dieſer Leben und Richtung, die weltliche ſowohl als die geiſtliche, die des römiſchen Stuhls nicht ausgenommen. Die Geſetzgebung ſtand nicht in des Machthabers Willkür, wie das in keinem wohlgeordneten Staate ſeyn ſoll, ſondern die Nation wurde bei den Geſetzen, die ſie regierten, um ihre Zuſtimmung gefragt. Die Nation aber bildeten die Großen, der Adel, der in Dienſten ſtand, oder unabhängig auf ſeinen Gütern lebte (Dynaſten), und die freien Leute. In regelmäßigen Verſammlungen wurden die wichtigſten Angelegenheiten der Nation vor ihren Nationalverein gebracht und entſchieden. Doch hatte die königliche Macht, wie das in der Natur der Sache lag, den Vortrag und ſomit auch die vorläufige Ausarbeitung, demnach nicht nur Antheil an der Geſetzgebung, ſondern auch einen überwiegenden Einfluß, wenn Einſicht, Kraft und Klugheit auf ihrer Seite waren. Die vollziehende Gewalt lag mit Recht in des Königs Hand, wenn ſie nur die Feſtigkeit beſaß, ſie, wie es ſich gehört, feſtzuhalten und zu üben. Die Vollziehungsbeamten ſtanden einzig unter ihm, von dem ſie ihre

Vollmacht hatten. Um das Land gegen Beamtenwillkür zu ſichern, dieſen Paſchendespotism, der wie Proteus in hundert Geſtalten das Volk quält, und doch ſo ſchwer zu erkennen und zu faſſen iſt, waren, wie geſagt, die Abgeordneten oder Sendgrafen eingeführt, welche die Landesverſammlungen hielten, die Amtsführung der Angeſtellten prüften und die Klagen gegen ſie vernahmen; eine treffliche Anſtalt, die aber auch mit dem königlichen Anſehen, auf dem ſie allein beruhete, von dem ihr eignes Anſehen abhing, unterging. Sehr weislich wurden zu ſolchen Abgeſandten Männer von Würde und Einfluß ernannt, die weder durch Intereſſe noch Stellung verſucht werden konnten, ſich zu Mitſchuldigen der Beamten zu erniedrigen. In dieſen Provinzialverſammlungen wurden auch die Angelegenheiten der Provinz erörtert und berathen, und wenn ſie mit der allgemeinen Reichsverfügung nicht im Widerſpruche ſtanden, beſchloſſen. So war der Localeinſicht und dem Localintereſſe ein Einfluß auf Localangelegenheiten gegeben, der ihnen mit Recht gebührt, und den auch nur ſie mit dem nöthigen Eifer und der gehörigen Sachkenntniß üben können, womit Jeder gern das Seinige beſorgt. Centralſtellen ſtehen dem Einzelnen, Gemeinheitlichen und

allem Oertlichen zu fern, als daß ſie es nach Verdienſt beachten könnten, oder auch nur wollten. Jedes Verwaltungsſyſtem, das alles Beſchließen und Verfügen den obern Stellen vorbehält, wie es die herrſchende Neigung jeder Staatsverwaltung iſt, entzieht den äußern Gliedern Bewegung und Leben, um die innern damit zu ermüden und zu überfüllen, ſchwächt ſo, wo es ſtärken möchte, und endet damit, daß es den Staat zu einer Maſchine macht, die ſtill ſteht, oder bricht, wenn der Künſtler, der ſie zu behandeln hat, die Hand von ihr wegzieht, oder eine fremde ſie feindſelig berührt. Alles Centraliſiren deſſen, was perſönlich und örtlich der Einſicht und dem Eifer der Betheiligten anheimgegeben werden kann, führt, bei dem beſten Willen der Centralſtellen, zur Tyrannei und ihren unſeligen Folgen; Alles Localiſiren des Allgemeinen, das nur von einem höhern Standpunkte aus zu überſehen iſt, führt zu Spaltung und Anarchie. Wer zwiſchen den beiden verderblichen Aeußerſten die rechte Mitte, beſonders in größeren Staaten, findet, der beweiſet ſeine Meiſterſchaft in der Geſetzgebung und Politik. In dieſer Hinſicht verdient Karl alles Lob. Von der Art, den Stellen und Perſonen, wie und durch welche die richterliche Gewalt geübt ward, haben

2*

wir ſchon oben geſprochen. Man findet hier und in den Geſetzen oft eine Achtung vor der perſönlichen Freiheit, ſo zart und ſchonend, wie ſie unſere philoſophiſch=philanthropiſche Zeit ſelten gekannt hat. Der frühere Gebrauch, die Vergehen mit Geld zu büßen, und zwar immer ſchwerer nach dem Stande der Perſon, die ſie begangen, ein Gebrauch, der ſich beſonders bei den Sachſen lange erhalten hat, verlor ſich mehr und mehr. Aber an Leib, Leben und Freiheit konnten doch nur höhere Gerichte, und nur in ſeltenen Fällen ſtrafen. Es iſt ein Grundzug in dem Charakter der Germanen, daß ihnen Ehre und Freiheit über alles ging. So duldeten ſie ſchon in den älteſten Zeiten körperliche Züchtigung nur von den Prieſtern, die ſie im Namen des Himmels verfügten; von Menſchen, ihresgleichen, war ſie ihnen unerträglich. Es gibt zu Betrachtungen Stoff, daß eine durchaus kräftige und kriegeriſche Nation ſich am liebſten von den Schwächſten und Friedfertigſten unter ſich, den Frauen und Prieſtern, leiten ließ.

Die Verfaſſung, wie ſie unter Karl ſich am vollkommenſten ausgebildet hatte, beruhete übrigens, wie das mit jeder guten Anordnung ſeyn ſollte, und bei noch rohen Völkern gewöhnlich iſt, weniger auf

dem Buchſtaben, als auf lebendigen Verhältniſſen, auf Sitte, allgemeiner Anſicht, Glauben, Gewohnheit und Vermögensſtande. Karl aber war über ſeiner Zeit und über ſeinen Völkern, darum traf er auch Anſtalten, ſie über ſich ſelbſt zu erheben, durch weiſere Geſetze, Geſittung und Unterricht. Hätte ihm mehr als ein Menſchenleben werden können, oder wäre ſein Nachfolger ihm gleich geweſen, dann würde das Gepräge dieſes ſchaffenden Geiſtes auf ſein Jahrhundert tief genug geweſen ſeyn, um ſich länger zu erhalten. Aber ihm ſank bald ſein gewaltiges Werk in das Grab nach. So iſt es gewöhnlich mit den großen Regenten; da ſie alles auf ihre Perſönlichkeit ſtellen, ſo fällt es auch mit ihr zuſammen. Da ſie ſelbſt die Verfaſſung ſind — denn keine beſtehende wird ſich unter ihnen erhalten, die ſie als eine beengende Form zerſprengen — ſo hinterlaſſen ſie den Staat, auf eine gewiſſe Art, verfaſſungslos; denn der Nachfolger vermag die Bürde nicht zu tragen, die er von den ſtarken Schultern des Vorgängers übernehmen ſoll. So ging es mit dem Reiche Karl's, das ſeinen Schöpfer nur wenig überlebte. Ueberhaupt iſt bei aller Anordnung der lebendige Menſch mehr als der Buchſtabe und das Wort, denen er erſt Leben und Bedeutung

gibt. Geſetz, Regel und Herkommen führen wohl gewöhnliche Menſchen in gewöhnlichen Zeiten ganz ſicher und ruhig; aber unter außerordentlichen Verhältniſſen und bei ungewöhnlichen Menſchen hört auch der gewöhnliche Gang der Dinge auf. Dieſelben Urſachen ſcheinen nicht mehr dieſelben Wirkungen zu haben, und der Erfolg wird oft zum Gegentheil von dem, was ſich unter ähnlichen Umſtänden ereignet hat. In ſchwierigen Lagen und mit ſolchen Menſchen hat ſelbſt die Natur zu einer Art von Dictatur ermächtigt. Alles Große geht über das gewöhnliche Maß, und das Außerordentliche muß außer der Ordnung ſeyn. Solche Epochen kommen in der Geſchichte vor, wenn ſeltene Gefahren ſeltene Anſtrengungen und Kräfte fordern. Sie ſind entſcheidend und folgreich, wenn gerade die rechte Zeit den rechten Menſchen findet. So ſtehen Cäſar, Karl, Gregor VII., Alfred und Napoleon in der Geſchichte. Doch zeigt ſich eine ſolche Erſcheinung gleich einer gewaltſamen Anſtrengung, welche die Welt nicht lange aushält, in der, wie man glauben möchte, die Dinge mehr auf die Mittelmäßigkeit berechnet ſind.

In dem Charakter eines Volkes gibt es, wie in dem von Individuen, gewiſſe Grundzüge, die ſich bei allem Wechſel erhalten, und durch ihre Ge-

ſchichte, als ein einigendes zuſammenhaltendes Band, im=
mer mehr oder weniger, fortgehen, mit Mühe verwiſcht,
doch wieder zum Vorſchein kommen, und, ſo zu ſa=
gen, ihre eigenthümliche Phyſiognomie bilden. Bei den
Germanen war es Gebrauch, daß außer dem Kriege,
den die Nation führte, wozu der Heerbann aufge=
boten ward, Tapfere zu müßiger Zeit Streifereien
in feindliches Gebiet machten. Kündigte ein ent=
ſchloſſener Krieger von Anſehen eine ſolche Abſicht
an, dann folgten ihm Gleichgeſinnte, die Vertrauen
zu ihm hatten. Der Verein, durch einen zufälligen,
vorübergehenden Zweck entſtanden, erneuerte ſich bei
gleicher Veranlaſſung, befeſtigte ſich durch Wieder=
holung, und ward dauernd durch Gewohnheit und
Intereſſe. Gleiche Begierde nach Beute und Ruhm
beſeelte den Anführer und ſein Gefolge, und jener
ſtrebte eine zahlreiche Schaar ſolcher Theilnehmer
um ſich zu haben, und durch Geſchenke und Aus=
zeichnung an ſeine Perſon zu feſſeln. Das gab ihm
Anſehen und Macht. Der Fürſt oder König ſelbſt
hatte, von Rechtswegen, ein zahlreiches Gefolge von
Edlen, die im Frieden ihm zur Auszeichnung, im
Kriege zu Schutz und Bedeckung folgten. Ihm
aber lag es ob, die, ſo zu ſeinen Dienſten lebten,
zu verköſtigen und zu erhalten.

Da die Germanen ſich fremder Länder bemächtigten und ſie beſetzten, geſchah die Theilung der gemachten Beute nach der hergebrachten Regel. Je mehr ein Krieger zur glücklichen Entſcheidung beigetragen hatte, je zahlreicher ſein Gefolge geweſen, deſto bedeutender war der Landſtrich, der ihm zufiel. Jedem ward ſein Antheil, ſein Loos (Allodium), nach ſeinem Anſehen und der Stärke ſeines Geleites, mit dem er den überwieſenen Landſtrich zu theilen hatte. Was Jedem auf dieſe Weiſe zufiel, war ſein Eigenthum, ſein Erbtheil. Dem Könige kam, des höchſten Ranges und zahlreichſten Gefolges wegen, der größte Antheil zu, und er war in der Regel der größte Grundbeſitzer. Dieſes Eigenthum pflegten nun die Könige und erſten Edelleute, die ein Gefolge hatten, wieder theilweiſe an diejenigen abzugeben, deren geleiſtete Dienſte ſie belohnen, oder die ſie zu neuen verpflichten wollten. Der Beſchenkte erhielt das Grundſtück als freies Gut, doch unter der Bedingung der Dienſtpflicht gegen den, der es ihm gegeben hatte. Dieſer bedingte Beſitz hieß Lehen, der ſich von dem Eigenthum, Allodialgut, dadurch unterſchied, daß der Beſitzer nur von jenem die Benutzung hatte, und der Verleiher es wieder an ſich ziehen konnte, wenn er mit der Dienſtleiſtung des Beſchenkten nicht zufrie-

den war. Ueber ſein Allodialgut verfügte dagegen der Eigenthümer nach Gefallen, und er war auf ihm ein ſo freier Herr, wie der König auf dem ſeinigen. Die Lehen waren anfangs gewöhnlich auf Lebenszeit gegeben, und fielen mit dem Tode des Nutznießers wieder dem Geber heim. Eine beſtimmte, ſtehende Verpflichtung des Belehnten war die Heeresfolge. Dieſes ſonderbare Verhältniß der Vaſallen zu dem Lehnsherrn gab einem neuen Rechte ſein Daſeyn, das Lehnrecht genannt, welches in der Rechtswiſſenſchaft eine ſo große Rolle ſpielte. Das Land war mit Herren überſäet, die als freie Gutsbeſitzer, als Dynaſten, oder als Vaſallen auf ihren Beſitzungen wie Regenten ſchalteten. Dieſe ariſtokratiſche Vielherrſchaft unter einem Oberhaupte, das es mehr dem Namen als der That nach iſt, gehört zu den ſchlechteſten aller Regierungen. Sie drückt den Unterthan mit den Laſten und Leiſtungen, die jeder Staat als nöthige Opfer fordert, hat außerdem noch ihre eigenthümlichen Plackereien, ohne für alle dieſe Abgaben und Bedrückungen durch den Stolz einer Nationalſelbſtſtändigkeit, durch äußere Macht und Achtung zu entſchädigen. Solche Staaten ſind im Innern zerrüttet und gegen Außen ohne Kraft. Ueber ein Jahrtauſend hat Deutſchland ſich

in dieſem Zuſtande fortgeſchleppt, mit allen Anlagen blühend im Wohlſtande, mächtig und geachtet zu ſeyn; immer in ſich getheilt und ſchwach, das Spielzeug der fremden Politik, der Lagerplatz und das Schlachtfeld fremder Heere, die Entſchädigungsmaſſe für den Frieden, bis es im langen Kampfe zwiſchen Leben und Tod durch die Gnade eines Feindes verſchied, der es eines beſſern Looſes würdig hielt, aber nicht Großmuth genug beſäß, es ihm zu geben. Polen, das die ariſtokratiſche Anarchie noch weiter trieb, mußte noch früher und elender untergehen. Eine ſolche ariſtokratiſche Vielherrſchaft, die nur dem Namen nach und zum Schein einen König hat, vereinigt alle Qualen der despotiſchen Willkür mit denen der geſetzloſen Auflöſung. Die ariſtokratiſche Einherrſchaft dagegen bietet oft große Vortheile dar, wie wir das im alten Rom, im neuern Genua und Venedig und im neuen Bern geſehen haben. Die Könige befanden ſich in der glücklichen Lage, ihre Getreuen für geleiſtete Dienſte belohnen, oder zu neuen Leiſtungen aufmuntern zu können, weil ihnen die bedeutendſten Allodien zu Theil geworden waren. Auch ſahen ſie ſich in die unglückliche Lage geſetzt, es thun zu müſſen.

In einem Wahlreich, und wo über die Ange-

legenheiten des Staates, wenn er nicht von zu groſsem Umfange und das Volk noch unverdorben iſt, mit Vortheil in Nationalverſammlungen, minder vortheilhaft durch Stellvertreter, faſt immer verderblich durch einen begünſtigten Stand berathen und entſchieden wird, muſs der Regent, der nicht mit ſeiner Perſon bezahlen kann, mit ſeinem Gute bezahlen. Da der König der Deutſchen auf den März- und Maifeldern und bei den Reichstagen nur den Vorſitz und den Vortrag hatte, ſo brauchte er Freunde und Dienſtwillige, um ſeine Entwürfe durchzuſetzen. Nur zu oft war er gezwungen, den Beiſtand und die Stimmen in wichtigen Angelegenheiten zu kaufen. Der Preis, den er zu bieten hatte, beſtand in den Kron- und Kammergütern, königlichen Rechten und Gefällen, die erſt als Lehen auf Lebenszeit, und ſpäter ſogar erblich vergeben, oder auch ohne allen Vorbehalt verſchenkt wurden.

Eigentlich, ſcheint es, ſollten nur die Könige Lehensleute haben können; da aber, nach deutſcher Einrichtung und Verfaſſung, jeder begüterte Edle ſich auf ſeinem Eigenthum für einen König hielt, auch ſich gern königlich benahm, ſo mochte er gern thun, was nur dem Könige geſtattet war. Wenigſtens verfügte ſchon ein Capitular Karl's des Gro-

ßen, von Düren (779), daß der Eid der Treue einzig dem Könige zu leiſten ſey. Durch dieſe Verfügung wird vorausgeſetzt, daß auch Anderen der Eid der Treue geleiſtet worden, weil man, was nicht geſchieht, vernünftiger Weiſe nicht verbietet. Dieſer Eid kann aber nur von den Vaſallen dem Lehnsherrn geſchworen worden ſeyn, und die Großen, Dynaſten und Grafen hatten ohne Zweifel, wie das ſpäter gebräuchlich war, ſchon damals von ihrem Gute zu Lehen gegeben.

Natürlich beſitzt man gern unbedingt, was nur unter Bedingungen verliehen iſt, und möchte über das nach Gefallen ſchalten, was man mit einem gewiſſen Vorbehalt benutzt. Eben ſo natürlich iſt es, daß man ſein Vermögen und ſeinen Einfluß gern auf ſeine Kinder übergehen ſieht. Wer gibt leicht einen Beſitz oder einen Vortheil auf, wenn er ihn behaupten kann? Es läßt ſich erklären, daß die Großen ihr Gefolge und ihren Anhang durch die Vergebung von Lehen, wie die Könige, zu erhalten und zu vermehren ſuchten, und daß die Lehensleute darauf dachten, ihre Lehen, und die Bedienſteten ihren Dienſt bei ihrer Familie erblich zu machen. Folgten doch die Könige demſelben Zuge, und ſtrebten nach der Unabhängigkeit von dem Nationalwil-

len und dem Einfluſſe der Großen, wie auch nach der Erblichkeit der Krone, die ſie gewöhnlich ſchon bei ihrem Leben, ihren Kindern zuſichern ließen. Auf beiden Seiten nährte man denſelben Wunſch, befolgte daſſelbe Streben, und es kam nur darauf an, wer von den Umſtänden am meiſten begünſtigt ward, und an Geſchick, Liſt, Klugheit und Macht den Andern übertraf. In dieſem Kampfe, in dem die Natur der Dinge, die gewöhnlich am Ende Recht behält, bei der vorherrſchenden ariſtokratiſchen Geſtaltung des Reichs für die Großen war, mußte die Perſönlichkeit der Könige gar viel entſcheiden; auch entſchied ſie viel, und unter Männern von Einſicht und Kraft, wie unter Karl, den Ottonen und drei Heinrichen, ſiegte die Oberherrlichkeit, des Herrſchers Majeſtät. Aber Perſonen gehen vorüber, und Fähige wechſeln mit Unfähigen, da die Natur der Dinge beſtändig, wenn auch langſam und im Stillen wirkt. Daß die meiſten Könige der Deutſchen Muth und Beharrlichkeit beſaßen, einige ſelbſt hohe Tugenden mit ausgezeichneten Talenten verbanden, das verzögerte den Sieg des Adels und ſchien manchmal ſelbſt den der Monarchie zu entſcheiden. Mit gewaltiger Anſtrengung und Kraft hatten Karl der Große, die Ottonen und erſten

Heinriche, Konrad II. die Macht und das Anſehen des Throns wiederhergeſtellt und behauptet; aber unter ſchwachen Nachfolgern, wie Ludwig der Fromme und Heinrich IV. waren, ging die Frucht aller Bemühungen einer langen, weiſen Herrſchaft verloren. Heinrich IV., unter dem das Glück der Hohenſtaufen die höchſte Stufe erreicht hatte, ſtand ſogar auf dem Punkte, das deutſche Königthum in ſeinem Hauſe erblich zu machen. Schon hatte er den Papſt und die bei weitem größere Mehrzahl der Reichsfürſten für ſeinen Entwurf gewonnen, als er unerwartet an der Staatskunſt eines Erzbiſchofs und dem Haſſe der Sachſen ſcheiterte. Jetzt ſank das Geſchlecht der Hohenſtaufen noch ſchneller ſeinem bedauernswürdigen Fall entgegen, als es zu ſeiner Größe emporgeſtiegen war.

So verlängerten in Deutſchland die Vorzüge ſeiner Regenten einen unſeligen Zuſtand, der in Frankreich durch die Armſeligkeit ſeiner Könige, die man nur nach ihren Mängeln und Gebrechen, wie den Kahlen, den Dicken, den Stammler, den Einfältigen und den Faulen benannte und unterſchied, noch unſeliger für die ariſtokratiſche Anarchie entſchieden war. Hätte Deutſchland damals einen Ludwig XI. und Richelieu gehabt, wie ſie Frank-

reich ſpäter hatte, vielleicht wäre ihm durch ſie eine feſte Monarchie gegeben und erhalten worden, wie ſie Frankreich dieſelbe gewannen und ſicherten. Aber Männer vom Schlage, wie jener König und der Cardinal, konnte Deutſchland, wenn vielleicht auch zu ſeinem Unglück, doch zu ſeiner Ehre nicht haben; es war dazu, wie ſeine Feinde von ihm ſagen, zu einfältig, wie man aber wohl mit mehr Wahrheit ſagen könnte, zu ehrlich, was bei der gewiſſenloſen Verſchlagenheit mit Dumm gleichbedeutend iſt.

Die urſprüngliche Einrichtung der Germanen, die ſie auch in der Art beibehalten, wie ſie ſich ſpäter in den eroberten Ländern einrichteten und ihren Staatshaushalt daſelbſt geſtalteten, neigte offenbar zu ariſtokratiſcher Vielherrſchaft, die ſich auch ganz natürlich aus ihr entwickelt hat. In allen Staaten, die dieſe Nation gegründet, ſehen wir dieſelbe Erſcheinung. Deutſchland wäre vielleicht am früheſten zur Einheit und einer monarchiſchen Form gelangt, weil die meiſten ſeiner Regenten, von Karl dem Großen an bis zum dreizehnten Jahrhundert, wo unſere Betrachtungen enden, ſich durch Geiſtesanlagen und Charakterſtärke ausgezeichnet haben. Aber zwei Umſtände waren dieſem Erfolge beſonders entgegen, das Kaiſerthum und die Herrſchaft, welche

die Kaiſer in Italien behaupten wollten. Das Kaiſerthum des Abendlandes war durch Karl wieder aufgerichtet worden, mehr zum Schutze des Papſtes, der noch des Beiſtandes der fränkiſchen Könige, zu ſeiner eignen Erhaltung und Sicherheit, bedurfte, als zum Vortheil der Monarchie, und mehr zum Glanze der Kaiſer als zu ihrer wirklichen Macht. Da die Päpſte groß geworden waren, und die kaiſerliche Schutzherrſchaft mehr fürchteten als ſuchten, boten ſie alle Kraft auf, um dieſelbe aus ihrer Nähe zu entfernen, und, da die geiſtliche Macht der weltlichen als Nebenbuhlerin entgegentrat, gänzlich zu zerſtören. Die Kaiſer dagegen ſetzten ihre Ehre darein, ſich in der Schutzherrſchaft der Kirche und dem Beſitze der italieniſchen Länder zu behaupten. So hatten ſie ewig mit dem römiſchen Stuhle, der ihnen faſt allen ohne Ausnahme ſo verderblich geworden iſt, mit den Italienern, die der Papſt gegen die verhaßte fremde Herrſchaft gebrauchte, gegen den Nationalcharakter des Volks, der wie der italieniſche Himmel den Deutſchen feindſelig war, zu kämpfen. Die deutſchen Könige haben auf dieſem verrätheriſchen Boden mehr edles und treues Blut vergoſſen, um eine unſichere Herrſchaft in der Fremde zu begründen, als vielleicht nöthig geweſen wäre, um

ihre Macht in Deutſchland dauernd zu befeſtigen. „Sie gleichen darin," bemerkt ſchon ein früherer Geſchichtſchreiber, „dem Hunde in der Fabel, der mit einem Stück Fleiſch durch das Waſſer ſchwamm, in welchem er deſſen Schatten ſah, und als er nach dieſem haſchte, das Fleiſch ſelbſt verlor." Das Streben nach der doppelten Herrſchaft hat ihnen jede einfache hier und dort gekoſtet.

In Deutſchland ſelbſt arbeiteten die höheren Edlen und Großen ſo thätig an der Erweiterung und Befeſtigung ihrer eigenen Macht, die ſich nur zum Nachtheile der königlichen vergrößerte, daß es der fremden Mitwirkung kaum bedurfte, um ſie endlich zu vernichten. Schon Ludwig der Fromme gab den Forderungen mancher Vaſallen nach, indem er ihre Lehen erblich machte, und ſtellte einzelne Herzogthümer wieder her, die ſein großer Vater, aus Mißtrauen gegen ihre zu mächtigen Beſitzer, klug getheilt hatte. Später ging es immer auf demſelben Wege fort, und alle Großen wetteiferten, die königliche Würde zu entkleiden, um ſich in den geraubten Schmuck zu theilen. Die Großen und Mächtigen, die keinen Herrn wollten, und wenn ſie ſich der kaiſerlichen Gewalt entzogen, auch keinen hatten, boten alles zur Vernichtung derſelben auf.

Die Mindermächtigen dagegen, denen ein Herr in der Ferne lieber war, als in der Nähe, zogen die Unterwerfung unter Kaiſer und Reich der unter ihren Landesfürſten vor. Was keine Hoffnung hatte, zur Landeshoheit zu gelangen, wäre gern der alten Verfaſſung treu geblieben, wenn auch Wenige den Muth beſaßen, die Sprache der ſchwäbiſchen Vaſallen zu führen. Dieſe erklärten nämlich dem Herzoge Ernſt, der ſie für ſein Intereſſe zu gewinnen ſuchte, mit groſſer Freimüthigkeit: „Wären wir Sklaven unſers Königs und Kaiſers, und von dieſem Eurer Gewalt überliefert, dann ſtände es uns nicht zu, von Euch uns loszuſagen. Da wir nun aber freie Männer ſind, und zum höchſten Beſchützer unſerer Freiheit gerade den König und Kaiſer haben, ſo würden wir, verließen wir ihn, die Freiheit verlieren, die ein Tüchtiger, wie Jemand ſagt, nur mit dem Leben aufgibt. Da es ſich nun ſo verhält, ſo ſind wir Willens, Euch in allem zu willfahren, was Ihr Ehrbares und Rechtes von uns verlangen mögt; iſt aber dem entgegen, was Ihr verlangt, dann kehren wir unbedenklich wieder dahin zurück, woher wir bedingungsweiſe zu Euch gekommen ſind.“ Es müßte eine ſehr böſe Zeit ſeyn, in der die Freiheit und das Recht nicht Fürſprecher und Vertheidiger fän-

den; aber wo die Natur der Dinge und die Stimmung der Gemüther ſie nicht begünſtigt, da bleibt ihnen nur eine ehrenvolle Niederlage. Die Könige gaben ſo lange ſie hatten, um ſich Freunde zu kaufen, Feinde zu verſöhnen und Mißvergnügte zu beruhigen. Solche Freigebigkeit aber, die ſich Dankbare verpflichten will, iſt eine ſchlechte Politik; da ſie nur Clienten hat, wenn ſie geben kann, ſo zerſtört ſie, indem ſie gibt, ihr eignes Werk; ſie bauet, um mich bildlich auszudrücken, indem ſie die Fundamente zu dem Bau verwendet. Durch ſolche Mittel friſtet der Herrſcher ſein Daſeyn nur auf Koſten der Herrſchaft, und der König zerſtört, um ſich zu erhalten, das Königthum. Alle Wirthſchaft, bei der man von der Hand zum Munde lebt, nimmt ein ſchlimmes Ende. Soll aber der Morgen gar noch für Heute ſteuern, wer bürgt dann dafür, daß der Morgen nicht in noch größeren Nöthen ſeyn werde, als das Heute ſelbſt? Macht wird übrigens nur durch Macht erhalten, und keine, die weder hoffen noch fürchten läßt, darf auf ſogenannte Freunde zählen. Dankbarkeit iſt unter gewöhnlichen Menſchen ein loſes Band. Die Wohlthat verletzt, indem ſie rettet, da ſie den Hülfsbedürftigen an ſeine Noth und Abhängigkeit erinnert. Gewöhnlich ſchlägt auch die Eigenliebe des Empfängers das eigne

Verdienſt höher, und den Werth der Gabe tiefer an, als der Geber, wodurch auf die Dauer kein gutes Vernehmen begründet wird.

Die Regierung Karl's des Großen und andere glückliche Umſtände hatten für das Anſehen der monarchiſchen Gewalt und ſeines Geſchlechtes ſo vortheilhaft gewirkt, daß ſeine Nachkommen ihm ununterbrochen auf dem Throne folgten, als ſey er nach den Staatsgrundgeſetzen erblich geweſen. Man hielt ſich ſo gewiſſenhaft an ſeinen Stamm, daß man ſelbſt natürliche Kinder folgen ließ, da eheliche fehlten. Dann aber verband ſich Alles zur Herabwürdigung des Königthums; die Geiſtlichkeit, die ſich nach und nach von der weltlichen Macht unabhängig zu machen wußte; die Anmaßung der Großen, die ihre Lehen, und endlich ſelbſt die Reichsämter dem Einfluſſe der Krone immer mehr entzogen, um ſie ihren Familien als Eigenthum zuzuwenden. In dieſem Streben begünſtigte ſie die oft bedenkliche Lage ihrer Könige, in die ſie durch innere Spaltung und äußere Kriege kamen, wo ſie des Beiſtandes der Mächtigen bedurften. Der Ungehorſam der Kinder, der öfter bis zum Kriege gegen ihre Monarchen und Väter ging — ſchon der ſchwache Ludwig ward zweimal von ſeinem Sohne abgeſetzt — die Gegen-

kaiſer, welche die innere Theilung und Unordnung, von den eiferſüchtigen Fremden genährt, hervorrief, vermehrten die Verlegenheit und drangen dem, der ſich erhalten wollte, beſtändig neue Opfer ab. Der Zug der ariſtokratiſchen Anarchie lag, wie geſagt, in der früheſten Geſtaltung des germaniſchen Staatsweſens. In ſeinem Urſprunge war es ein Keim, der aber zu ſeiner Entwickelung nur der Zeit bedurfte. Große Könige ſetzten ſich mit Erfolg dem Sinken ihrer Macht entgegen, die in der des hohen Adels immer tiefer unterging. Die ſteigende Flut trieben ſie durch einen mächtigen Damm zurück, den ihre Regierung bildete. Mit ihrem Tode aber fiel der Damm, und die ſtrömenden Gewäſſer brachen mit neuer Gewalt hervor. Otto II. und III., Konrad II. und Heinrich III. bedienten ſich des klugen Mittels, die Herzogthümer an Verwandte ihres Hauſes zu vergeben, auf deren Treue ſie ſich mehr verlaſſen konnten, weil die Begünſtigten, wie ſie meinten, ein Intereſſe mit dem regierenden Geſchlechte hatten. Aber dieſes Mittel war nur Männern erlaubt, die den Gehorſam zu gebieten wußten, und ihn nicht zu kaufen genöthigt waren. Dann iſt in Staatsſachen, wie überhaupt in Angelegenheiten, wo es große Intereſſen gilt, die Stimme der Natur

gewöhnlich ſchwächer, als die des Eigennutzes, der dort noch den Vortheil hat, ſich hinter der Maske des öffentlichen Wohls zu verbergen. Die Bande der Verwandtſchaft ſind ſelten ſtark genug gegen die Verſuchungen des Ehrgeizes und der Herrſchbegierde.

Mit dem dreizehnten Jahrhunderte nahete ſich der Kampf zwiſchen der königlichen Macht und den Großen ſeinem Ende. Was bisher ein Gegenſtand des Streits geweſen war, fand geſetzliche Anerkennung; der Mißbrauch ward als Gebrauch, die Anmaßung als Recht geheiligt. „Friedrich II. gab zu (1220), daß kein kaiſerlicher Beamter in einer biſchöflichen Stadt einiges Recht üben, ſondern ihr Fürſt ſich in ihr der völligen Macht zu erfreuen haben ſolle." Der perſönlichen Gegenwart bei der Wahl eines Biſchofs hatte ſchon Lothar II. (1125) entſagen müſſen, „weil die Wahlfreiheit der Kirche durch ſie leiden könnte." Früher belehnte der Kaiſer den gewählten Biſchof, deſſen Ernennung, wenn er es wollte, von ihm abhing, und der Papſt hatte ihn zu beſtätigen. Nach und nach ward es eingeführt, daß der Papſt den Gewählten beſtätigte, und der Kaiſer den Beſtätigten zu belehnen hatte. Die weltlichen Stände hielten mit den geiſtlichen faſt gleichen Schritt. Auch ſie ließen ſich von Fried-

rich II. eine Urkunde ausſtellen, der zufolge „jeder Fürſt alle Freiheiten und Gerichtsbarkeiten, nach der Gewohnheit ſeines Landes, in ruhiger Uebung haben ſolle, er möge damit belehnt ſeyn, oder es als Eigenthum beſitzen.“ So ward die Landeshoheit der geiſtlichen und weltlichen Fürſten geſetzlich anerkannt. Doch muß man darum aus ſolchen geſetzlichen Anerkennungen nicht ſchließen, daß ſie auch immer vollzogen worden ſeyen. Das Recht nach dem Worte und das Recht in der That war von jeher ſehr verſchieden, und es hing gar viel von der Perſönlichkeit derer ab, welche die Verträge eingingen, deuteten und zu vollziehen hatten. Man darf es auch in dieſer Zeit mit der diplomatiſchen Sprache nicht ſo genau und gewiſſenhaft nehmen. Es mochte ein bedrängter Fürſt ſich in der Verlegenheit zu einem Opfer ausdrücklich verſtehen, das er, nach überſtandener Verlegenheit, nicht zu bringen bei ſich entſchloſſen war. In der Wahlcapitulation konnten dem, der nach der Kaiſerwürde ſtrebte, Zugeſtändniſſe abgenöthigt werden, die er, zum Beſitze gelangt, zu verwirklichen nicht die Abſicht hatte. Solche Zuſagen ſah man als eine Brücke an, um über den Strom zu kommen, der den Weg vertrat; jenſeits angelangt, warf man hinter ſich die Brücke ab. Die zu glău-

gewöhnlich ſchwächer, als die des Eigennutzes, der dort noch den Vortheil hat, ſich hinter der Maske des öffentlichen Wohls zu verbergen. Die Bande der Verwandtſchaft ſind ſelten ſtark genug gegen die Verſuchungen des Ehrgeizes und der Herrſchbegierde.

Mit dem dreizehnten Jahrhunderte nahete ſich der Kampf zwiſchen der königlichen Macht und den Großen ſeinem Ende. Was bisher ein Gegenſtand des Streits geweſen war, fand geſetzliche Anerkennung; der Mißbrauch ward als Gebrauch, die Anmaßung als Recht geheiligt. „Friedrich II. gab zu (1220), daß kein kaiſerlicher Beamter in einer biſchöflichen Stadt einiges Recht üben, ſondern ihr Fürſt ſich in ihr der völligen Macht zu erfreuen haben ſolle.“ Der perſönlichen Gegenwart bei der Wahl eines Biſchofs hatte ſchon Lothar II. (1125) entſagen müſſen, „weil die Wahlfreiheit der Kirche durch ſie leiden könnte.“ Früher belehnte der Kaiſer den gewählten Biſchof, deſſen Ernennung, wenn er es wollte, von ihm abhing, und der Papſt hatte ihn zu beſtätigen. Nach und nach ward es eingeführt, daß der Papſt den Gewählten beſtätigte, und der Kaiſer den Beſtätigten zu belehnen hatte. Die weltlichen Stände hielten mit den geiſtlichen faſt gleichen Schritt. Auch ſie ließen ſich von Fried-

rich II. eine Urkunde ausſtellen, der zufolge „jeder Fürſt alle Freiheiten und Gerichtsbarkeiten, nach der Gewohnheit ſeines Landes, in ruhiger Uebung haben ſolle, er möge damit belehnt ſeyn, oder es als Eigenthum beſitzen.“ So ward die Landeshoheit der geiſtlichen und weltlichen Fürſten geſetzlich anerkannt. Doch muß man darum aus ſolchen geſetzlichen Anerkennungen nicht ſchließen, daß ſie auch immer vollzogen worden ſeyen. Das Recht nach dem Worte und das Recht in der That war von jeher ſehr verſchieden, und es hing gar viel von der Perſönlichkeit derer ab, welche die Verträge eingingen, deuteten und zu vollziehen hatten. Man darf es auch in dieſer Zeit mit der diplomatiſchen Sprache nicht ſo genau und gewiſſenhaft nehmen. Es mochte ein bedrängter Fürſt ſich in der Verlegenheit zu einem Opfer ausdrücklich verſtehen, das er, nach überſtandener Verlegenheit, nicht zu bringen bei ſich entſchloſſen war. In der Wahlcapitulation konnten dem, der nach der Kaiſerwürde ſtrebte, Zugeſtändniſſe abgenöthigt werden, die er, zum Beſitze gelangt, zu verwirklichen nicht die Abſicht hatte. Solche Zuſagen ſah man als eine Brücke an, um über den Strom zu kommen, der den Weg vertrat; jenſeits angelangt, warf man hinter ſich die Brücke ab. Die zu glau-

lung, zu dieſer Veränderung ſo weſentlich beigetragen hatte, fand, wie alle Inſtitutionen, die in dem Mittelalter geblüht, nicht weniger Bewunderung und Lob, als Mißbilligung und Tadel. Man iſt auf beiden Seiten vielleicht zu weit gegangen, wie das gewöhnlich geſchieht, wo ſich Parteien einander gegenüberſtehen. Alles kann in der Welt ſeinen Werth haben, zu ſeiner Zeit und an ſeiner Stelle; auch das Schlechte vermag der beſſere Menſch zum Guten zu wenden, wie der ſchlechte ſelbſt das Beſte durch Mißbrauch entſtellen und verderblich machen kann. Das Lehnweſen hat ſich aus den Verhältniſſen und der Natur der Völker, bei denen wir es finden, natürlich entwickelt; es ſteht als eine Thatſache da, die aus der Lage der Dinge, und der Stellung der Menſchen gegeneinander, hervorgegangen iſt, wie die Blüthe aus der Knoſpe und die Frucht aus jener. Wozu der müßige Streit, ob, was ſich geſtaltet, gut geweſen, und ob nicht Anderes beſſer an deſſen Stelle getreten wäre? Jahreszeiten und Boden können nicht immer und allenthalben Daſſelbe bringen. Nicht alle Völker können in jedem Zuſtande Daſſelbe haben, Daſſelbe leiſten, mit Demſelben ſich abfinden laſſen, ſich glücklich oder unglücklich fühlen. Für den einzelnen Menſchen wechſelt, was ihm Genüſſe gibt, ihn ſchmerzt,

tröſtet, aufrichtet, erhebt, für Andere wohlthätig, oder feindlich ſtimmt. Mit Völkern iſt es nicht anders. Inſtitutionen und Geſetze können hier Wunder thun, und dort unwirkſam ſeyn, hier Segen verbreiten, dort Verderben bringen. Den Grönländer überfällt in der fernen Fremde, von einer reichen und ſchönen Natur geſegnet, das Heimweh nach ſeinen Schneefeldern und Eisbergen und dem ekelhaften Mahle, das ihm der Fiſchfang gibt; meint man darum vielleicht durch die Verpflanzung von Menſchen aus den üppigen Ländern des ſchönen Südens unter jenen Himmel, der kümmerlich einiges Leben nährt, Glückliche zu machen?

Das Lehnweſen kann durch die Unterordnung, in die es die Vaſallen zu dem Herrn ſtellt, ein freundliches Verhältniß, voll Achtung, Liebe und treuer Anhänglichkeit, gegründet haben. Sah der Herr ſich als den natürlichen Beſchützer ſeiner Leute, als ihren Vater an, die er durch Wohlthun ſich verpflichtete, dann lohnten dieſe ſeine Liebe durch Gegenliebe, durch kindliche Anhänglichkeit, und Beide fanden in dem gemeinſchaftlichen Glücke ihr eigenes, und der Genuß und der Schmerz eines Jeden ward Genuß und Schmerz für Alle. Ein ſolches Verhältniß läßt ſich allerdings zwiſchen guten Menſchen, mit einfachen

Sitten und Bedürfniſſen denken. Eine ſolche gezwungene Abhängigkeit, in Beziehung auf Perſon und Eigenthum, mochte ſich durch Gewohnheit, Umgang in Freuden und Leiden, ähnliche Lage, in eine freiwillige, angenehme verwandeln, wie das Verhältniß der Ehe, des Familienlebens, der Verbrüderung und Genoſſenſchaft zum lieben Bedürfniſſe machen kann, was ſonſt als läſtiger Zwang erſcheint. Aber das kam auf die Menſchen, ihre Sitten, Gewohnheiten, Bedürfniſſe und Neigungen an. Die dichteriſche Gemüthlichkeit ſchmeichelt ſich gern mit freundlichen Bildern in der Geſchichte, die aber ſie ſelbſt in ſie gelegt. Daß ſich Vaſallen und Herren, nach jenem ſchönen Bilde, auch in der Wirklichkeit gefunden, gibt man unbedenklich zu; folgt aber daraus, daß dies Verhältniß, durch das Lehnſyſtem erzeugt, ein allgemeines, bleibendes, natürliches geweſen ſey? Das Verhältniß der Sklaven und Herren im alten Rom hat Wunder von Treue und Ergebung, Märtyrer unerſchütterlicher Anhänglichkeit und Liebe hervorgebracht; wird man darum dieſe Sklaverei für eine Wohlthat halten, vielleicht gar wünſchenswerth für unſere Zeiten finden?

Welches war dies geprieſene, oder getadelte Verhältniß des Lehnsherrn zu ſeinen Vaſallen, das in unſern Tagen ſo viel dichteriſche Begeiſterung

erregt, und ſo bittern Tadel gefunden hat? Die beiden Gegenſätze, in die unſere Zeit ſich theilt, können die ſeltſame Uebertreibung allein erklären. Es gilt das Alte feſtzuhalten, oder das Neue zu begründen. Jenes aber ruht mit ſeinen tiefſten Wurzeln in dem Mittelalter. Wäre der Vaſall für ein Grundſtück, das ihm der Herr ertheilt, dieſem bloß zum gemeſſenen Kriegsdienſte verpflichtet geweſen, dann ließe ſich von dieſem einfachen Verhältniſſe eben nicht viel, weder Gutes noch Böſes ſagen; aber es ging tiefer in das Leben, und berührte ſeine innigſte Beziehung, und mußte darum ſehr wohlthätige, oder höchſt verderbliche Folgen haben. Die Rechte des Lehnsherrn, war er anders nicht ein ſehr gerechter und gut geſinnter Mann, konnten gegen den Vaſallen leicht in Unrecht und gewaltſamen Druck ausarten. Dieſem konnte ſein Lehn genommen werden, wenn er die ihm auferlegten Verbindlichkeiten nicht erfüllte. Darüber aber ſtand dem Lehnsherrn ſelbſt in vielen Fällen das Urtheil zu, da er in Lehnsſachen Richter ſeiner Vaſallen war, und ſomit auch oft in den eigenen. Dem Vaſallen waren manchmal Verpflichtungen auferlegt, deren Werth und Gehalt ſich ſchwer beſtimmen ließ, und die darum der Willkür freien Spielraum ließen. So mußten Einige für den Un-

terhalt ihres Herrn ſorgen, ſeine Küche mit gewiſſen Bedürfniſſen verſehen, Andere Jagdvögel, Wein und Hausgeräth liefern, oder eben nicht angenehme, ſelbſt, nach unſern heutigen Begriffen, nicht einmal anſtändige Dienſte thun. Darum ſchmolzen auch die Lehn- und Dienſtleute nach und nach ſo zuſammen, daß ſie oft ſchwer zu erkennen und von einander zu unterſcheiden waren. Der Vorzug, den man jenen vor dieſen geben will, muß darum nicht ſo bedeutend geweſen ſeyn, oder ſich in ſeiner Bedeutung nicht erhalten haben. Hätte man ein großes Intereſſe gehabt, die Unterſcheidung nicht untergehen zu laſſen, hätte das gegenſeitige Verhältniß des Lehnsherrn und Vaſallen ſo viel Anziehendes, Gemüthliches und Erfreuliches gehabt, wie man verſichern hört, dann würde man, ſollte ich meinen, von beiden Seiten mehr auf deſſen Bewahrung in ſeiner Reinheit bedacht geweſen ſeyn. Von dem Idealen und Schönen, das Manche hineinlegen möchten, verſchwindet gar viel, wenn man noch bedenkt, daß ſich ein Vaſall von dem perſönlichen Dienſte mit Geld loskaufen konnte. Von dem, was angenehm und nützlich iſt, ſucht man ſich durch Aufopferungen nicht zu befreien.

Die Art des Beſitzes, wie er durch den Lehns-

verband beſtimmt war, gab dem Vaſallen keine vollkommene Sicherheit, daß er ſich des Lehngutes ohne Beſorgniſſe hätte erfreuen können. Aus demſelben Grunde mochte er wohl auch nicht geneigt ſeyn, die Aufmerkſamkeit und die Koſten daran zu wenden, die er ſeinem Eigenthum geſchenkt haben würde, weil er auf den Vortheil der Verbeſſerung für ſich nicht mit Zuverläſſigkeit rechnen konnte. Wer arbeitet gern für Andere, die nur nehmen, und nicht auch geben wollen? Kein Lehngut durfte ohne Genehmigung des Herrn vertheilt, veräußert, oder verpfändet werden. Dann vererbte es ſich auf verſchiedene Weiſe; oft blieb es ungetheilt bei der männlichen Linie des Erſtgebornen, öfter bei allen männlichen Nachkommen; ſelten fiel ein Theil den Töchtern zu. Im letzteren Falle hatte der Lehnsherr eine viel geltende Stimme bei ihrer Vermählung, wie ihm überhaupt ein großer Einfluß auf alle Glieder der Familie des Vaſallen blieb, den er allerdings, wenn er wohlwollend, verſtändig und mäßig war, auch mit Wohlwollen, Verſtand und Mäßigung übte.

Daß die Vaſallen von der Vortrefflichkeit des Lehnsverbandes und ſeiner erfreulichen Einwirkung nicht beſonders durchdrungen waren, ergibt ſich ſchon daraus, weil ſie alle nach Unabhängigkeit von den

Lehnsherren ſtrebten, und das Lehngut erſt erblich zu machen, dann in freies Eigenthum zu verwandeln ſuchten, was ihnen auch, im Kleinen zum Vortheil der Einzelnen und des Ganzen, im Großen aber zum höchſten Nachtheil des Staates, ziemlich gelang. Der Natur der Sache nach konnte ſich das Lehnweſen nicht erhalten; es mußte untergehen, wie die Geſellſchaft in ihrer Entwickelung weiter kam; wenn es auch zu ſeiner Zeit und an ſeinem Orte nützlich war, was man geſtehen muß. Dieſer Nuzzen wird an ſich ſchon übertrieben, und außerdem lag in der Einrichtung ſelbſt ſchon der Kern zu der Anarchie und Vielherrſchaft, der daraus folgenden Geſetzloſigkeit, des gewaltigen Fauſtrechts, der Erniedrigung der kaiſerlichen und königlichen Macht und der vielfältigen Unfälle, welche die Geſellſchaft zerſtückelten, zerfleiſchten, den Bürgerſtand vernichteten, oder im Drucke erhielten, und deren Folgen Europa noch lange nicht überſtanden hat. Daß die unbeſtimmten Leiſtungen der Vaſallen, bei den ſteigenden Bedürfniſſen des Herrn, ſich oft bis zum Unerſchwinglichen und Unerträglichen vermehren mußten, iſt natürlich, wenn ſolche erzwungene Leiſtungen auch, wie oft in unſern Tagen, die Sprache freiwilliger Geſchenke führen mußten. Ein Vaſall war

verpflichtet, zum Loskaufe seines Herrn, wenn er in Gefangenſchaft gerathen war, zur Ausſtattung ſeiner Töchter, zum Feſte des Ritterſchlags ſeiner Söhne beizuſteuern. Daß bei dem Lehnsverhältniſſe auch nicht gerade Alles Ehre, Treue und Wahrhaftigkeit geweſen ſey, bezeugt die Geſchichte, wenn die menſchliche Natur überhaupt, und die des Mittelalters insbeſondere, des Zeugniſſes bedarf. Warum ſuchten die Großen, ſelbſt Könige, Lehn von Geringern, und namentlich von der Geiſtlichkeit zu erhalten? Wenn Mächtigere und Angeſehenere kein Bedenken trugen, Vaſallen von Mindermächtigen zu werden, dann geſchah es aus Habſucht, oder Eigennutz. Wenn Schwächere dagegen, die aus eigner Kraft ſich gegen Gewaltthat nicht ſchützen konnten, einem Mächtigen oder Heiligen ihr freies Gut hingaben, um ſich damit belehnen zu laſſen, dann zeugt dies weder für die Vortrefflichkeit des Lehnweſens, noch für die Güte der Verfaſſung, unter der man ſich noch einen Schutzherrn ſuchen mußte, um nicht das Opfer und Spielwerk roher Willkür, anarchiſcher Befehdungen zu ſeyn. Das Feudalweſen hat ſich — freilich in ſeiner Ausartung, wie uns ſeine Lobredner ſagen; aber liegt die Ausartung nicht ſchon in ſeiner Art? — ſo empfohlen, daß man alle ungemeſſene Leiſtungen,

alle muthwillige Bedrückungen, durch einen herrſchend gewordenen Sprachgebrauch, unter dem Namen von Feudallaſten begriff; und wahrhaftig der Sprachgebrauch hat, ſelbſt in ſeiner Unrichtigkeit, nur eine wohlverdiente Gerechtigkeit geübt. Wenn ein ſehr achtungswerther Geſchichtſchreiber unſerer Zeit eine Lobrede auf das Lehnweſen verſucht, dann zeigen die beliebten Ausdrücke, die, weil ſie hohl ſind, um ſo ſtärker klingen, Groß, Ideal, bei den Gegnern ſeiner Lieblingsinſtitution Befangenheit in vermeintlicher Weisheit des letzten Tages und dergleichen, wie ſehr er ſich von aller Wirklichkeit verlaſſen ſieht, daß er zu leerem Wortgepränge ſeine Zuflucht nehmen muß. Sein Eifer für das Lehnweſen geht aber auch ſo weit, daß ſogar der bedenkliche Umſtand es empfehlen ſoll, man finde Spuren deſſelben bei den Afghanen, Türken, in der Südſee und in Aegypten!

Bei den Römern beſtand eine Einrichtung, die ſich mit der des Lehnweſens in einiger Beziehung vergleichen läßt, und auch denſelben Zweck, wenigſtens den beſſern Theil deſſelben, erreichte; es war das Verhältniß der Patrone und Clienten zu einander. Doch kann man in dieſer Anordnung einen freien Geiſt, der dem Bürgerthum der alten Republiken eigen iſt, unmöglich verkennen. Die Abhän-

gigkeit erſcheint auch hier gewählt, und gründete ſich auf eine Art Uebereinkunft, die eine Wechſelſeitigkeit der Rechte und Pflichten beſtimmte; ja die größere Laſt war edelmüthig dem Stärkern zugetheilt. Die ärmern Bürger wählten ſich aus den angeſehenſten und einflußreichſten Geſchlechtern einen Patron, der ſie vor Gericht vertreten und ihnen in Gefahr und Noth beiſtehen mußte. Sie hatten auf dieſe Weiſe einen Schutzherrn, an den ſie ſich in ihrer Verlegenheit wenden durften. Gerieth der Patron in die Gefangenſchaft des Feindes, verheirathete er eine Tochter, dann ſprach er, wenn er nicht vermögend war, wie es die Lehnsherrn bei ihren Vaſallen thaten, die Clienten um einen Beitrag zu ſeinem Löſegelde und zur Ausſtattung der Tochter an. Auch durften die Clienten keinem Andern, als ihm, bei Wahlen ihre Stimme geben. Dieſes Verhältniß war unter die Aufſicht der öffentlichen Meinung geſtellt, und hatte durch der Väter Sitte etwas Heiliges. Es lag eine gewiſſe Zartheit in ihm, die aller phyſiſchen Nöthigung fremd, nur moraliſche Bande anerkennen wollte. Patrone und Clienten durften ſich gegenſeitig nicht verklagen und nicht Zeugniß gegen einander geben. Es war eine Auszeichnung, viele Clienten zu zählen, und die angeſehenſten Ge-

ſchlechter fanden eine Ehre und Größe darin, weil es von Vertrauen und Ergebung zeugte. Auch beſtand dieſe Einrichtung an ſechshundert Jahre in ihrer ganzen Reinheit, und man hatte kein Beiſpiel, daß ſie von der einen, oder von der andern Seite verletzt worden wäre. Sie fiel mit den Sitten, der Einfachheit der Beſchäftigung und Lebensweiſe, mit der Alles fiel, was die Freiheit zum Bedürfniſſe und die Tugend zur Gewohnheit macht; ſie fiel mit der Republik. So wahr iſt, was ich früher ausgeſprochen, daß alle Vortrefflichkeit menſchlicher Inſtitutionen von dem Geiſte und dem Charakter der Menſchen abhängt, und daß, nach Verſchiedenheit von Zeit und Ort, das Böſe und das Gute, das Schädliche und das Nützliche ſeinen Einfluß wechſeln kann.

In England zeigt ſich eine Erſcheinung, die mit dem Lehnweſen, in wie weit dieſes nützlich wirkte, eine, obgleich entfernte Aehnlichkeit hat, und für die Wahrheit meiner Anſicht ſpricht. Die Beſitzer großer Güter daſelbſt — und faſt das ganze Land iſt das erbliche Eigenthum einiger hundert Familien — pflegten dieſelben an Pächter zu überlaſſen, die ſie gegen einen gewiſſen Zins auf beſtimmte Zeit zu benutzen hatten. Intereſſe und Gewohnheit machten

bald das an ſich vorübergehende Verhältniß bleibend. Gutsherr und Pächter ſchmolzen, bei dem gewöhnlich langen Aufenthalte jener auf dem Lande, mit den Ihrigen, wenn auch in Abſtufungen, faſt zu einer Familie zuſammen. Der Eigenthümer des Landes erfreute ſich des Wohlſtandes Derer, die es bauten, weil er auch ein Zeichen des guten Baues und der Behandlung der bewirthſchafteten Felder war, den richtigen Abtrag des Pachtes ſicherte, und ein gutgearteter Menſch immer lieber Glückliche und Zufriedene, als Mißvergnügte um ſich ſieht. Der Pachter konnte unter ſolchen Verhältniſſen noch weniger daran denken, den Pacht aufzukündigen, und einen guten Herrn mit einem ſichern Auskommen zu verlaſſen. So war der Eigenthümer des Gutes ohne Zwang und Liſt des Pachters Herr geworden. Gegenſeitiges Bedürfniß, ein befreundetes Naheſeyn, Wohlwollen und Dankbarkeit vereinten ſie. So waren die Güter von dem Vater auf den Sohn gekommen, und durch viele Geſchlechter hatte man ſich gewöhnt, Eigenthümer und Pachten als verbunden zu betrachten. Dies angenehme Verhältniß ſoll ſich in der ſpätern Zeit ſehr verändert haben. Die ſteigenden Abgaben, mehr noch die wachſenden Bedürfniſſe in Wohlleben und Zerſtreuung, führten eine Er-

höhung des Pachtzinſes herbei, den der Pachter nur mit Mühe gewinnen konnte. Der ſeltene Verdienſt führte eine größere Nachfrage nach den Mitteln des Auskommens herbei; die Pachtliebhaber überboten ſich; die Herren ſahen auf den reichen Ertrag; die geſteigerten Pächter wurden von ſolchen verdrängt, die mehr bezahlten, oder des erhöhten Zinſes wegen mißvergnügt; die alte, ſchlichte Art patriarchaliſcher Einfalt und Einfachheit verlor ſich bei den Großen immer mehr; dieſen galt, wie dem Staate, der Menſch nur weſentlich nach dem Ertrage, und das ſchöne Band, das Gutsherrn und Pachter in freundlicher Theilnahme und treuer Ergebung früher zuſammengehalten hatte, erſchlaffte, oder löſte ſich. So trat in England faſt unbemerkt eine Veränderung ein, durch veränderte Sitten und Lebensweiſe und vermehrte Bedürfniſſe herbeigeführt, die den Staat im Grunde nicht zu berühren ſcheint, und auf die geſellſchaftliche Ordnung einen großen Einfluß haben wird.

So tief indeſſen auch die kaiſerliche Majeſtät herabgewürdigt war, ein Mann von Kopf und Herz, der Klugheit mit Feſtigkeit verband, konnte ihr das alte Anſehen und den verlornen Einfluß wiedergeben. Um aber dahin zu gelangen, mußte man den

unſeligen Entwürfen auf Italien entſagen, und — was freilich eine ſchwere Aufgabe war — mit den Päpſten ſich verſtehen. Der Kaiſer beſaß immer noch die höchſte richterliche Gewalt, beſonders über Fürſten, die er, wenn ſie auf ſeine dritte Ladung nicht erſchienen, mit ſieben von ihres Gleichen, alſo mit Fürſten, in die Acht erklären und ihrer Würde entſetzen konnte. Die richterliche Gewalt, die dem Kaiſer zuſtand, war ein köſtliches Vorrecht, wenn er es zu würdigen und zu üben verſtand, und die Großen, die ſonſt ſo gern in Allem ſeine vollziehende Macht ſchmälerten und ſich ſelbſt in ſie theilten, zeigten ſich im Anfange auf dieſes große Mittel des Einfluſſes und Vertrauens gar nicht eiferſüchtig. In dem Kaiſer ſah das Reich die Quelle der Gerechtigkeit; und Jeder, der ſich gekränkt oder bedrückt fühlte, konnte ſich unmittelbar an des Reichs höchſtes Oberhaupt wenden. In welchem Theile deſſelben der Kaiſer ſich auch befand, für ihn war allenthalben der Richterſtuhl aufgeſtellt, und er konnte Recht ſprechen ohne Rückſicht auf die Macht der Dynaſten, Beamten oder Vaſallen, oder der unter ihnen beſtellten Richter. Die Kaiſer gaben aber ſpäter auch dieſes ſchöne Vorrecht auf, dem ſie den verdienten Werth nicht beilegten, oder deſſen Pflichten der Bequemlichkeit

nicht zuſagten und auch dem Ehrgeize nicht ſchmeichelten. Ein Fürſt nach dem andern behielt ſich die volle Gerichtsbarkeit vor, ſo wie die Gelegenheit ſich darbot, die kaiſerliche Würde und Macht dieſes Kleinods zu berauben, bis ſie es endlich alle mit der Landeshoheit an ſich geriſſen hatten, die Mächtigen zuerſt, dann die Mindermächtigen.

Von eben ſo großer Wichtigkeit war die Befugniß, die durch Ausſterben oder Achtserklärung erledigten Herzog- und Fürſtenthümer zu beſetzen. Endlich konnte der Kaiſer durch ſeine Perſönlichkeit einen bedeutenden Einfluß auf die Geſetzgebung üben, die ihm, mit den Fürſten und Großen des Reichs, zuſtand. Waren auch die Kammergüter bei weitem nicht mehr ſo anſehnlich, wie in frühern Zeiten, ſo warfen ſie doch immer noch ſchöne Gefälle ab, und bildeten mit den Regalien, den Zöllen, Münzen, Bergwerken, dem Königszins, der Bede, der Judenſteuer und den Strafgeldern eine Summe, mit der ſich, bei guter Wirthſchaft, etwas unternehmen ließ. Es kam alles darauf an, ob die Männer, die zum Reiche gelangten, der ſchweren Aufgabe, die ſie zu löſen hatten, gewachſen waren. Zeigt ſich aber die Natur ſchon mit großen Anlagen nicht verſchwenderiſch, dann iſt der Thron auch mehr der Ort ſie an-

zuwenden als zu entwickeln. Er dient mehr die Größe zu zeigen, wohl auch zu verſuchen und zu prüfen, als auszubilden. Uebrigens war es den Wahlherren um kräftige Beherrſcher eben nicht zu thun; für ſich ſorgten ſie, nicht für das Reich. Sie brauchten Candidaten, die vor der Wahl geben, aber nach ihr nicht mehr nehmen konnten; und wenn es an ſolchen fehlte, dann dachten ſie doch wenigſtens auf ein kaiſerliches Regiment, das dem ihrigen nicht hindernd entgegentrat. Ich wüßte keine Wahlmonarchie, die ſich auf die Dauer als ſolche ſtark erhalten, oder als wohlthätig erprobt hätte. Man ſollte freilich glauben, die aufgeklärte Wahl werde einen Thron wenigſtens beſſer beſetzen, als der Zufall der Geburt; aber mit der Aufklärung und Weisheit, wo ſie von großen Intereſſen verſucht wird, iſt es ſo beſchaffen, daß ſich der Menſch ſicherer dem Zufalle als der Wahl anvertrauet, und in der Erfahrung haben ſich die Erbreiche minder gefährlich und nachtheilig erwieſen, als die Wahlreiche, die ſich in der Theorie ſo vortheilhaft empfehlen. Indeſſen gab es in der Geſchichte Deutſchlands auch jetzt noch Zeiten, wo es zu retten war. Wer mag ſagen, wie ſich ſeine Verfaſſung und Lage geſtaltet haben würde, hätte Heinrich III. ein hohes, glückliches Alter

erreicht, oder wäre ihm ſein Sohn und Nachfolger Heinrich IV. an Ernſt, Sitte, Einſicht und Nachdruck gleichgekommen? Die unſelige Regierung dieſes Letztern entſchied. Sein und ſeines Reiches Unglück war er ſelbſt, ſein Mangel an innerer und äußerer Würde, ſein Wandel ohne Sitte, ſein Benehmen ohne Treue, warum er auch weder Glauben noch Vertrauen fand, ſein Charakter ohne Haltung und Beſtimmtheit. Um das Maß dieſes Unglücks voll zu machen, traf er auf einen Gegner, den Papſt Gregor VII., in Allem Heinrich's Gegentheil, dem dieſer auf keine Art gewachſen war. So iſt das Loos der Völker und Reiche an den Werth oder die Werthloſigkeit derjenigen geknüpft, die an ihrer Spitze ſtehen, und die Perſönlichkeit eines Einzigen entſcheidet über Millionen!

Vergleichen wir den Zuſtand der Monarchie unter Karl dem Großen mit dem im dreizehnten Jahrhundert, welch' ein Unterſchied! Und doch war in der Reichsverfaſſung faſt nichts ausdrücklich und buchſtäblich geändert worden, ſondern alles hatte ſich durch den natürlichen Gang der Dinge, den die Leidenſchaften und Neigungen der Menſchen unterſtützten, wie von ſelbſt gemacht. Da war kein König mehr, der die Kraft und den Willen der Nation in

Einheit zuſammenhielt, und den verderblichen Eingriffen eines Standes in die Rechte des andern Schranken ſetzte; die kaiſerliche Würde war das Spielzeug der Mächtigen geworden, die das Wahlrecht an ſich geriſſen hatten. Jeder Dynaſte, jeder Herzog, Graf und Baron war ein König auf ſeinem Gebiete, und ſeine Herrſchaft ging ſo weit als ſeine Kraft, und er führte Krieg nach dem Fauſtrecht und ſchloß Frieden, wenn ihm zum Kriege die Mittel fehlten. „Eine der unerkannten Wohlthaten der Kreuzzüge und der Ritterorden iſt," ſagt ein achtbarer, übrigens ſehr behutſamer Geſchichtſchreiber, Ignaz Schmidt, „daß die kriegeriſchen Schwärme (der Edelleute), die ſich das Arbeiten zur Schande, das Rauben aber zur Ehre anrechneten, auswärts einigen Abſatz gefunden, indem ſie bei ihrer außerordentlichen Vervielfältigung ſich entweder unter einander ſelbſt hätten aufreiben, oder dem Bürger und Landmann zu einer noch größern Laſt, als damals geſchah, hätten fallen müſſen." Welch' ein trefflicher Zuſtand der Dinge, dem die Peſt und die Sterblichkeit zu ſtatten kam, und der die Pockenimpfung, die wir als eine Wohlthat betrachten, zu einem öffentlichen Unglück gemacht haben würde!

Es gab nur noch Freie und Knechte, Unter-

drücker und Unterdrückte, da das Recht eines Jeden in ſeine Hand gegeben war; und dieſes Recht reichte ſo weit als die Kraft ſeines Arms. Von dem Schutze des Volks gegen Beamten und Vorgeſetzte konnte ohnedies keine Rede mehr ſeyn, da es ſelbſt gegen Raub und gewaltthätige Bedrückung Derer, die nichts für ſich hatten als die Stärke ihrer Fauſt, keine Hülfe fand. Die königlichen Abgeordneten, beſtimmt, auf ihren Rundreiſen die Nation zu verſammeln, ſie um ihre Beſchwerden gegen die geiſtliche und weltliche Obrigkeit zu befragen, und ihnen abzuhelfen, waren eingegangen. Was hätten ſie auch noch vermocht? Da ihr Anſehen und ihr Einfluß nur eine Folge des Anſehens und der Macht des Kaiſers war, ſo mußten ſie mit der kaiſerlichen Würde fallen und untergehen. Provinzialverſammlungen und Verſammlungen der Nation, Land- und Reichstage, in denen das Intereſſe und Beſte des Landes zur Sprache kam, in denen die Geſetze berathen und gegeben wurden, fanden nicht mehr ſtatt. Die Mai- und Märzfelder waren in Heerſchau und Truppenmuſterung ausgeartet und dann gänzlich eingegangen. Alle Berathung, aller Beſchluß hatte ſich von der Gemeinheit auf Einzelne, aus der Oeffentlichkeit in die Heimlichkeit zurückgezogen, aus Reichstagen und

Gerichtsſitzungen unter freiem Himmel waren Fürſtenverſammlungen und Hoflager geworden. Endlich kam ſogar das Rothwälſch einer fremden Sprache in die Geſetzkunde und Rechtspflege, und ſomit verlor ſie alles Volksthümliche und Nationale und ward den Spitzfindigkeiten und Ränken eines Standes hingegeben. Die Angelegenheiten des Staates wurden nur noch von dem Staatsoberhaupte, dem Könige und den Erzfürſten, ſeinen Großen und Hausbedienten, berathen und beſchloſſen, denn die Inhaber von Hofämtern, Miniſterialen, hatten dabei Sitz und Stimme. Eben ſo war der Heerbann, die Nationalmacht zu Schutz und Wehr mit eigenen Kräften und Mitteln, aufgelöſt, und an ſeine Stelle die Lehnspflicht und der Solddienſt getreten, ſo daß es keine öffentliche Sache mehr zu vertheidigen gab, und die Vertheidigung auch dem Gemeinweſen, das ſie nichts mehr anging, entzogen ward. Der erſte und wichtigſte Grund der gänzlichen Umgeſtaltung der Verfaſſung Deutſchlands und der politiſchen und bürgerlichen Verhältniſſe ſeiner Bewohner war der veränderte Kriegsdienſt. So lange der Heerbann beſtand, durch den jeder Freie ſich zur Vertheidigung des Landes verpflichtet ſah, war der Schutz deſſelben, ſeiner Freiheit und ſeines

Eigenthums, ſeinem eigenen Muthe anvertraut. Er war gegen jeden feindlichen Angriff, von welcher Seite er kommen mochte, gerüſtet, und ſeine Freiheiten und Rechte hatten eine wirkſamere Bürgſchaft als den guten Willen der Vorgeſetzten, den Buchſtaben von Geſetzen und Verträgen, nämlich die Kraft des Arms, ſie gegen Verletzung zu ſchützen, den guten Willen, wo es nöthig ward, zu erzwingen, den böſen in Schranken zu halten und dem todten Buchſtaben den lebendigen Vollzug zu geben. Das Alles änderte ſich, als der Kriegsdienſt das Recht und die Pflicht eines eignen Standes ward. Da bei dem großen Umfange der Monarchie die Kriege in weiter Entfernung geführt wurden — Karl der Große kämpfte gegen die Longobarden, die Sachſen, die Avaren, die Slaven an der Oſtſee, und die Araber in Spanien — der Landmann in denſelben nicht mehr ſein Land vertheidigte, der Dienſt für ihn beſchwerlicher und der Gegenſtand des Kampfes gleichgültig ward, ſah es der Bürger gern, daß man ihn am friedlichen Heerde, im Kreiſe der Seinigen ließ. Eben ſo gern ſahen es die Könige und Fürſten, daß Leute das Heer bildeten, die ihm gern folgten, die ihre ganze Hoffnung auf das Glück der Waffen ſetzten, keine andere Beſtimmung kannten, als ſie zu

führen, nach kurzer Entfernung von der Heimath ſich nicht nach ihr ſehnten, und ihre Entlaſſung nach abgelaufener Dienſtzeit nicht mit Recht fordern durften, oder des Feldbaues und häuslicher Geſchäfte wegen entlaſſen werden mußten.

So theilte ſich der Nähr- und Wehrſtand, und jener glaubte bei der Theilung zu gewinnen. Wer aber wehrlos iſt, kann rechtlos werden. Darum durften bei den Deutſchen auch nur die Freien Waffen tragen, und nur ſie waren, wie in den Republiken des Alterthums die Bürger, zum Kriegsdienſte fähig. Wehr- und rechtlos ſind ziemlich gleichbedeutend, und das gilt im Völkerrechte, im Staats- und bürgerlichen Rechte. Völker, die ſich nicht vertheidigen konnten, haben ſich in fremder Herrſchaft verloren, oder ihr Name ſelbſt verſchwand in den Büchern der Geſchichte. Das war das Loos der Schwachen von alter Zeit bis zu der unſrigen, die, nebſt andern Staaten, Polen, Venedig und Genua untergehen ſah. Wo die Nation gegen die Gewalthaber keine ſchützende Macht in Händen hat, iſt ſie Sklavin, oder nur durch Gnade frei. Sind einzelne Stände allein im Beſitze der ſchützenden Garantien, dann legen ſie das Joch der Unterwerfung den übrigen Ständen auf. So hat ſich die ſtändiſche Ver-

faſſung im Mittelalter mit der Landeshoheit ausgebildet. In den bürgerlichen Verhältniſſen wird wenig von Rechten wiſſen, wer keine Proceſſe führen, keinen Anwalt bezahlen, ſich keinen Beſchützer und Vertreter kaufen kann. Um ſeine Rechte zu bewahren, muß man eine Wehre, muß man, zu ihrem Schutze, Waffen haben. Dieſe Wehre, dieſe Waffe beſteht in irgend einer Macht, die, wo es nöthig wird, der Uebermacht entgegentritt und Schranken ſetzt. In dieſem Geiſte hat Rom das Tribunat, und Sparta das Ephorat geſchaffen; in dieſem Geiſte wurden die Parlamente und repräſentativen Körper ins Daſeyn gerufen. Nur hat die ſpätere Zeit, die irrig das Leben oft in dem Buchſtaben finden will, auf Zugeſtändniſſe und Bewilligungen in Wort und Schrift einen zu großen Werth gelegt. Nur Macht begegnet dem Mißbrauche der Macht. Der geſellſchaftliche Zuſtand iſt mehr als der Naturſtand ein Zuſtand des Kriegs Aller gegen Alle, wenn auch nicht mit offener Gewalt, doch mit dem heimlichen ſteten Streben, ſich gegenſeitig zu übertreffen, zu übervortheilen und zu überliſten. Faſt immer iſt in ihm der Vorzug und Vortheil des einen durch die Zurückſetzung und den Nachtheil des andern bedingt. Wo die Kräfte zu Angriff und Wehre ungleich ſind,

da muß der Kampf, der hier Sieger macht, auch dort Beſiegte, hier Unterdrücker, dort Unterdrückte machen. Darum iſt die Freiheit eine Wirkung der Gleichheit, und ohne dieſe nur eine freundliche Idee, die ſich in der Wirklichkeit auf die Dauer nicht erhält. Das zeigt auch das Mittelalter in dieſer Zeit, wo der Stand der Freien unterging, nicht durch drückende Geſetze, gewaltthätige Aufhebung beſtehender Freiheiten und Rechte, nicht durch eine raſche kühne Umwälzung, oder einen gelungenen Staatsſtreich, ſondern allmälig, durch die Natur der Dinge, die veränderte Lage und Verhältniſſe der Staatsgenoſſen. Der Stand, der die Waffen führte, war dem Könige am nächſten, der ſeiner ſtets bedurfte. Im wilden Kriege, den ſelten und auf kurze Zeit der Frieden unterbrach, verlernte ſich bürgerliche Tugend und Geſinnung. Gewalt gab, Gewalt nahm alles; Gewalt entſchied als höchſtes Gericht, von dem es keine Berufung gibt. So lebte der Krieger im Felde; und das Leben im Felde führte er auch gern in der Heimath fort. Allerdings beſtand die Staatsgewalt, um den Schwachen zu ſchützen und die Geſetze aufrecht zu erhalten; aber die Staatsgewalt iſt weder allmächtig, noch allgegenwärtig. Auch war der Krieger dem Könige zu werth, zu unentbehr-

lich, als daß dieſer ſeine Ergebung und Folgſamkeit nicht hätte kaufen ſollen, ſelbſt wo er ſie etwas theuer, doch immer auf Rechnung eines Dritten, bezahlen mußte. So ward der Stand des Kriegers der erſte Stand, durch die Gewalt, die in ſeinen Waffen lag, durch die Nähe des Fürſten, den er umgab, durch Aemter, Würden und Güter, die er ſich in ſeiner günſtigen Stellung anzueignen wußte. Selbſt die Geiſtlichkeit ſtand ihm nach, und erlag im Kampfe gegen ihn, wie der Sieg der weltlichen Macht über die kirchliche bezeugt. So war die größte aller Revolutionen vorbereitet und feſt begründet durch den Uebergang der Rechte und Pflichten des Heerbannes an die Lohn- und Dienſttruppen. Der Bürger war wehr- und rechtlos geworden; alle Vorzüge und Rechte gingen als Vorrechte an Begünſtigte über; er trug verachtet alle Laſten; ſie ſchmückten ſich geehrt mit allen Auszeichnungen. So ward die Landeshoheit herbeigeführt, in der die verſchiedenen Stände, Körperſchaften und das gemeinheitliche Weſen untergingen, alles friſche Leben in den verſchiedenen Gliederungen des Volkes erſtarb, und nur éine weite, öde Einförmigkeit in der Unterthanspflicht mit einigen Trümmern von alter Selbſtſtändigkeit und Freiheit, welche die Privilegir-

ten feſthielten, zurückblieb. Auch das frühere Deutſchland hatte von Alters her ſeine verſchiedenen Stände und geſellſchaftlichen Unterordnungen; aber ſie waren durch das Bedürfniß der Geſellſchaft entſtanden, und der Erſte in Ehre und Auszeichnung war auch der Erſte in Gefahr und Noth, und das Verdienſt mußte wirklich verdient werden. So ſchlimm es indeſſen geworden war, es konnte noch ſchlimmer werden, wenn nämlich der Stand, der, des Kriegsdienſtes wegen, alle Laſten auf das Volk geworfen hatte, auch dieſe Laſt noch auf daſſelbe wälzte, bequem ſich alle Begünſtigungen und Gemächlichkeiten vorbehielt, und der Militairpflicht, für die er ſie als Entſchädigung beſaß, ſich ebenfalls entzog. Allenthalben waren jetzt Einzelne an die Stelle der Geſammtheit, ein Stand an die Stelle der Nation, Privatzwecke an die Stelle des Zwecks des Staatsvereins getreten. Was erſt im Beſitze Vieler geweſen war, ging nach einem Geſetze der Natur an Wenige über, bis dieſe Wenigen ſich in Einem verloren. So wird alle Demokratie, ſich ſelbſt überlaſſen, Ariſtokratie, und dieſe Oligarchie, die ſelbſt, früher oder ſpäter, in eine Monarchie, wo möglich mit abſoluter Gewalt, zuſammenſchmilzt. Erſt übten das Wahlrecht, das der Nation einen König gab, die Großen und das Volk,

dann die Großen, endlich Wenige von ihnen, die ſich deſſelben bemächtigten, es als Kurfürſten übten und ſich auf Koſten des Reichsoberhauptes und des Reichs ſelbſt erhoben. Auf dieſelbe Weiſe ging die Papſtwahl an das Cardinalscollegium, und die Wahl der Biſchöfe, die, ſelbſt nach einem von Karl dem Großen erneuerten Geſetze, der Geiſtlichkeit und dem Volke zuſtand, an die Capitel über. Erſt wurde das Volk, als der ſchwächere Theil, dem es an Einſicht und Einheit fehlte, ausgeſchloſſen; dann traf die Reihe die Mindermächtigen, die den Stärkern nicht widerſtehen konnten. Das iſt ſo ziemlich die Rechtsgeſchichte, wo immer Menſchen wohnen. Heißt Naturrecht, was ihr gemäß geſchieht, dann finden wir es hier. Freilich begründet ſo die That das Recht, und dieſes beruht dann auf der traurigen Nothwendigkeit, daß man ſich gefallen läßt, was nicht zu ändern iſt. Die Thatſachen aber machen die Wirklichkeit, Lehrſätze nur eine Theorie. Die Großen hatten ſich in den Beſitz aller Vortheile des geſellſchaftlichen Vereins geſetzt, und die ganze Laſt deſſelben auf die untern Claſſen, das Volk, gewälzt. Selbſtſtändigkeit und unabhängiges Eigenthum gaben weder Ehre noch Sicherheit; jene mußte man in der Nähe der Mächtigen, dieſe in ihrem Schutze ſuchen.

Darum hatte ſich auch mit dem eilften Jahrhunderte faſt alles freie Eigenthum bei den Mindermächtigen verloren, die es in den Schutz eines Heiligen oder Edelmannes gegeben, von denen ſie es wieder als Eigene oder Vaſallen beſaßen. Den Werth des Mannes machte jetzt weniger ſein perſönliches Verdienſt, als die Gunſt des Hofs, den nicht bloß die Könige, ſondern jeder Große hielt, der ſich ſtark genug fühlte, ſelbſt König in ſeinem Gebiete zu ſeyn.

Die Macht des Kaiſers und Königs der Deutſchen iſt untergegangen, nicht, weil ſie zu ſchwach geweſen gegen das Volk, ſondern gegen die Großen, die in ihrer Stellung zu derſelben Mittel fanden, ſie ihrer Vorrechte und Vorzüge zum eignen Vortheil zu berauben. Auch erfolgte dieſer Untergang erſt, da es keine Oeffentlichkeit und keine Schöffen mehr gab, und ein fremdes Recht das einheimiſche, vaterländiſche verdrängt hatte, der Nation kein Antheil mehr an der Geſetzgebung geblieben war, das Volk keinen Einfluß mehr auf die Angelegenheiten des Landes, keinen Antheil mehr an der Wahl ſeiner Beamten und geiſtlichen Vorſteher hatte, man weder Provinzial- noch Nationalverſammlungen mehr hielt, und die königlichen Abgeordneten den Unterthan nicht mehr gegen die Willkür und die Bedrückungen der Angeſtellten ſchüt-

ten. Gerade die Erniedrigung und Schwäche der Nation hat die Erniedrigung und Schwäche der kaiſerlichen und königlichen Macht begünſtigt und erleichtert. Die erſten Würden und einflußreichſten Stellen gingen der Unabhängigkeit von der königlichen Aufſicht raſchen Schrittes entgegen und brachten es zur Landeshoheit, weil das Reich, durch ſie ein Wahlreich geworden, in ihre Hände gekommen war, bei deſſen Vergebung ſie vor Allem ihr eignes Wohl bedachten. Wie konnte der König, zum eignen Schutz zu ſchwach, das Volk noch ſchützen? Eine Mittelmacht, die des hohen Adels und der Geiſtlichkeit, die, in ihrer mäßigenden Stellung zwiſchen Fürſten und Volk, ſehr wohlthätig wirken konnte, war ſelbſt die höchſte Macht geworden, und ſo zerfiel das Reich. Auch erhob das königliche Anſehen ſich erſt wieder, nachdem ſich ein dritter Stand gebildet hatte, der in die Wagſchale der Gewalten ſein ſteigendes Gewicht legte, und endlich für die Krone den Ausſchlag gab. Auf dieſe Weiſe war durch den Untergang der Rechte und Freiheiten der Nation der Untergang der kaiſerlichen und königlichen Macht vorbereitet und möglich geworden.

Uebrigens kann ich die Meinung des trefflichen Johannes von Müller nicht theilen, daß durch die

Päpſte vielleicht die Univerſalmonarchie der Kaiſer verhindert worden ſey. Muß man dem römiſchen Einfluß auch eine wohlthätige Wirkung auf die weltliche Macht, in wie weit er ihr mäßigend Schranken ſetzte, zugeſtehen, dann war er doch wohl nicht nöthig, um Europa vor der Allgewalt der Kaiſer zu bewahren. Dafür war durch die Verfaſſung ſelbſt geſorgt, die der Ariſtokratie ſich faſt in Allem günſtig zeigte. Dagegen haben die Päpſte zum Untergange der königlichen Macht gar kräftig mitgewirkt, wozu auch die ariſtokratiſche Vielherrſchaft und Gewalt, durch die Leichtigkeit zu entzweien, zu theilen und zu ſchwächen nur zu bequeme Mittel bot. War eine Weltmonarchie zu fürchten, dann ſtand ihr Karl am nächſten; aber ſelbſt damals hatte die Furcht nur wenig Grund. Erbliche Monarchien unterwerfen ſich auf die Dauer keine Welt. Mit dem Wechſel der Regenten wechſeln Anſichten, Neigungen und Kräfte. Alles iſt auf die Perſönlichkeit des Herrn geſtellt, den der Zufall der Geburt gar ungleich gibt, bald ſchwach, leichtſinnig, ohne Willen und Einſicht, bald kräftig, kenntnißreich, beharrlich, bei abſoluter Macht aber gewöhnlich ſeinen Launen und Liebhabereien folgend. Eine ſolche Macht kann nur große Augenblicke haben. Ein Syſtem gibt es nicht für

ſie, nur Regungen, Wallungen, Erhebungen, die, ih-rer Natur nach, nicht von Dauer ſind. Darum war auch eine Univerſalmonarchie unter Karl V., oder Ferdinand, unter Ludwig XIV. und ſelbſt unter Napoleon im Ernſte auf die Dauer nicht zu fürchten. Die römiſche Herrſchaft hatte dieſes Schreckbild aufgeſtellt; aber Rom, das muß man wohl bedenken, war eine Ariſtokratie, und die Welt zu jener Zeit in politiſcher Hinſicht klein. Wie die Römer zu dieſem Ziele gelangen konnten, das hat uns Montesquieu gezeigt. Dieſes Volk und die Welt, wie es ſie fand, kommen nicht zum zweitenmal. Wenn ſolche Weltherrſchaft in unſerer Zeit zu fürchten wäre, dann würde England, dem Geiſte ſeiner Verfaſſung nach, die übrigen Umſtände abgerechnet, der Rolle vor Andern gewachſen ſeyn. Rußland iſt in ſo weit auf dem Wege Roms, daß es eine gewaltige, ſtets ſchlagfertige und gehorſame Macht beſitzt, ſelbſt unzugänglich den leichten Zugang in zwei Welttheile hat, und, was beſonders zu beachten, ſeiner Politik gemäß, die Eigenthümlichkeiten der Völker, die es gewinnen will und ſchonen muß, ihre Religion, Gebräuche und Gewohnheiten achtet. Die meiſten Regierungen des Continents ſind unduldſam geworden, und haben, entweder po-

litiſch oder religiös, zu bekehren. Ein Umſtand, aber ein höchſt wichtiger, könnte jetzt die Begründung einer Univerſalmonarchie begünſtigen, nämlich das allmälige Verſchwinden aller nationalen Bildung und Eigenthümlichkeit, und der immer mehr vorherrſchende Geiſt der Verwaltung, die in dem Bürger nichts mehr ſehen will, als ein Weſen, das hervorbringt und verzehrt, ſo daß er ſelbſt in und um ſich nichts mehr zu erſtreben und zu achten findet, als leiblichen Wohlſtand. Iſt der Menſch dahin gekommen — und wahrhaftig, wir ſind nahe daran — dann gibt es für ihn kein andres Vaterland, als das Land, wo es ihm wohl geht. Die Heerde dürfte unter ſolchen Umſtänden wohl Dem am liebſten als ihrem Hirten folgen, von dem ſie hoffte, auf die fetteſte Weide geführt zu werden.

Betrachtet man die Regierung Karl's des Großen und der ſeltenen Regenten, die ihm gleichen, oder nahe kommen, dann fühlt man ſich für die abſolute Herrſchaft nicht unfreundlich geſtimmt, der die Völker ſo ſchöne und glückliche Zeiten verdanken, als ſie die Geſchichte nur aufweiſen kann. Trajan, Titus, Marc-Aurel ſchenkten Rom beſſere Tage, als die ſogenannte Republik, mit ihrem Ruhm, ihren Gefahren und Stürmen. Die abſolute Regierung

verbindet hier den aufgeklärten Willen mit der nachdrücklichen Kraft der Vollziehung, die Weisheit des Rathſchluſſes mit der Schnelligkeit ſeiner Anwendung. Keine Parteiungen entſtellen durch getheilte Anſichten und Intereſſen die Entſchließung und lähmen die Ausführung. So nur war es einzelnen Führern der Völker möglich, ihre Retter und Wohlthäter zu ſeyn Die freieſten Staaten fanden in dem Augenblicke der größten Gefahr und Noth, wo ihr Daſeyn auf dem Spiele ſtand, ihr Heil in der unbeſchränkten Herrſchaft eines Einzigen. Die weiſeſten Geſetze ſogar, und die wirkſamſten und wohlthätigſten Inſtitutionen ſind von Einem, nicht von der Berathung Vieler ausgegangen, Moſes, Minos, Lykurg, Solon, Numa und Andern. Auch die Regierung Karl's war unumſchränkt, zwar nicht durch Geſetz und Recht, ſondern durch die Ueberlegenheit ſeines Geiſtes, die immer und allenthalben die wahre Herrſchaft gibt. Aber Männer wie Karl, wie Trajan, Titus, Vespaſian, Marc-Aurel und Alfred nehmen nur Jahrzehente in den Jahrtauſenden der Geſchichte ein. In ihnen ziehen Nationen das große Loos, das nur den verwegenen Leichtſinn zu einem Spiele verleiten kann, das wenig Treffer und viele Nieten hat. Ein ſolches Glücks-

ſpiel aber iſt eine Regierungsform mit abſoluter Herrſchermacht. Wenige Menſchen in einem großen Wirkungskreiſe verſtehen, was ſie ſollen; nicht Alle, die es verſtehen, haben die Kraft, es zu thun, noch Wenigere den Willen. Die Luſt und Begierde geht gern ſo weit als ſie kann; ſind ihr keine Schranken geſetzt, dann kennt ſie keine. Die Macht, der keine andere mäßigend gegenüberſteht, wird leicht Eigenmacht, und wer kann, was er will, widerſteht ſelten der Verſuchung zu wollen, was er nicht ſoll. Die Geſchichte zeigt, daß bei einer willkürlichen Regierung es unter zehn Regenten kaum einen gibt, der ſeine Gewalt nicht mißbraucht, ſey es aus Unfähigkeit oder aus Herrſchſucht. Dann iſt zu bedenken, daß alle willkürliche Gewalt, wird ſie auch einzig zum Glücke des Volks verwendet, dieſes ſorglos, feig und ſchwach macht, weil es für den öffentlichen Dienſt keine Kraft ſelbſtſtändig zu üben hat; jede iſt Werkzeug und Mittel in der Hand des unumſchränkten Gebieters. Tritt eine Kataſtrophe ein, droht nur eine ungewöhnliche Gefahr, dann iſt die Nation, ſelbſt der Fürſt an ihrer Spitze, fehlt es ihm an Geiſtes- und Willenskraft, rath- und hülflos. So ſind auch alle abſolute Regierungen, die gewöhnlich mit guten Herrſchern anfangen, in abſcheulichen Des-

potism ausgeartet und in ſich ſelbſt kraftlos verſunken, wenn ſie von außen unangefochten blieben, oder zinsbar und unterjocht worden, wenn ſie einen mächtigen äußern Feind zu bekämpfen hatten. Selbſt die Regierung Napoleon's, der eine große Gewalt zu behandeln und zu brauchen wußte, wenn es je einer verſtand, gibt Zeugniß für die Wahrheit dieſer Anſicht. Er hatte Frankreich ſo ſehr daran gewöhnt, nur Einen zu kennen, nur dem Willen und der Einſicht dieſes Einen zu folgen, daß er und es ſich ohne Rettung verloren ſahen, da es der Politik ihrer Feinde gelungen war, Frankreich von ſeinem Einzigen zu trennen, und ſie einzeln, erſt ihn, dann es zu bekämpfen. Es ſind immer gute Regierungen, die zur Willkür ſchlechten den Weg machen, wie überhaupt nur Gutes, oder doch der Schein deſſelben, dem Schlechten Eingang verſchafft, oder zum Vorwande dient. Einem weiſen und gerechten Regenten gibt ſich das Volk mit Vertrauen hin; da es die Ueberzeugung hat, daß er ſein Beſtes will, ſo iſt es wegen der Mittel und Wege unbeſorgt, durch die er es bewirkt. Die Nation ſetzt ſich, im Gefühle vollkommener Sicherheit, wenn man ſo ſagen darf, gegen die Gewalt des Herrſchers auf den Friedensfuß, läßt die Bollwerke, die zum Schutze ih-

rer Rechte und Freiheiten aufgeführt ſind, unbewacht und mit der Zeit verfallen. Da ſie gerade nichts zu fürchten hat, ſo vernachläſſigt ſie, was zu ihrer Vertheidigung dienen kann. Die Ruhe und Abweſenheit der Gefahr macht ſie weichlich, unbeſorgt und den öffentlichen Angelegenheiten fremd, ſo daß die Willkür, wenn ſie zur Gewalt gelangt, die Inſtitutionen unbeachtet, den Thron in vollem Genuſſe der Achtung und des Vertrauens, die ihm mit ſo großem Rechte zu Theil geworden, im Beſitze der Mittel der Unterdrückung, die Gemüther folgſam und die mögliche Neigung zum Widerſtande wehrlos findet. So konnten die Piſiſtratiden auf Piſiſtratus, der übermüthige Tarquin auf Könige, wie Romulus, Numa, Servius Tullius, Tiber auf Auguſt, Ludwig der Fromme und Karl der Kahle auf Karl den Großen und, zu unſerer Zeit, das Kaiſerreich auf die Conſularregierung folgen.

Zweiter Abſchnitt.

Kirche.

Als Pipin, der Vater Karl's des Großen, den letzten Merovinger von dem Throne der Franken ſtieß, und in ſich den Gründer einer neuen Dynaſtie aufſtellte, ſuchte er die Genehmigung des Papſtes nach, der auch die That heiligte und den neuen König ſalbte. Dieſer ſprach den Beiſtand des Himmels zum Gelingen ſeines irdiſchen Wirkens an, und der Himmel ließ ſich, in ſeinem Stellvertreter auf Erden, für irdiſche Belohnung gefällig finden. Pipin gab dem Papſte dafür den Theil des Exarchats von Ravenna, den er den Longobarden entriſſen hatte. Karl begünſtigte den römiſchen Stuhl nicht weniger, auf den er ſeinen Freund, Hadrian, erhoben, und kann, nebſt ſeinem Vater, für den Gründer der weltlichen Macht des Papſtes gelten. In dieſen Zeiten, wo die Ketzer und die Heiden den römiſchen Stuhl und zugleich das Reich bedrängten, waren die weltliche und die geiſtliche Macht ſich einander zu nöthig und verſtanden auch ihren Vortheil zu gut, als daß ſie ſich nicht zum gegenſeitigen

Beiſtande verbunden haben ſollten. Jede that darin nur, was die Umſtände geboten und ihr Beſtes wollte. Die geiſtliche Macht war gegen die weltliche noch ſo geſtellt, daß ſie ſich eine Unterordnung unter dieſe gefallen laſſen mußte; und ſie trug auch ſelten Bedenken, ſich dienend ihrem Ziele zu nähern, wo es anders nicht geſchehen konnte. Aber zu Viel begünſtigte den Ehrgeiz der Päpſte und munterte ihn auf, als daß ſie der Verſuchung ihn zu befriedigen hätten widerſtehen ſollen. Die gläubige Einfalt der noch ungebildeten Zeit, die leicht zum Aberglauben zu verkehren iſt; die angeſtammte fromme Achtung der Deutſchen vor dem Prieſterthum, die ſie als Heiden ſchon auszeichnete; der Sitz des Biſchofs in der Weltſtadt, an die ſich ſogleich der Begriff der Weltherrſchaft knüpfte; die fortbeſtehende Herrlichkeit Roms, die Jahrtauſende bis jetzt noch nicht zerſtören konnten, die großen Erinnerungen, die ſchon der Name weckte und auch die Gegenwart nicht Lügen ſtrafte, die Theilung und Zerrüttung der weltlichen Macht in Italien, der als Schiedsrichter, Verbündeter und Aufwiegler freundlich oder feindlich beizukommen war; der Umſtand, daß die monarchiſche Gewalt, durch eine Grundlage der germaniſchen Verfaſſung, bei den Völkern dieſes Stammes in eine

ariſtokratiſche Vielherrſchaft zerfiel, und der beſtändige Kampf dieſer feindſeligen Elemente, der fremde Einmiſchung geſtattete; alles das, und noch mehr kam dem römiſchen Stuhle zu ſtatten, und er wußte es zu benutzen.

Wie das Reich zum weltlichen Regimente in Herzogthümer, Grafſchaften und Centen, ſo war es zum geiſtlichen in Erzbisthümer, Bisthümer und Pfarreien eingetheilt. Die den Sprengeln vorſtanden, waren ſchon durch ihre Stellen Edle und Reichsfürſten. Auch wußte der Adel ſich gewöhnlich ihren Beſitz zu ſichern, und unterließ nicht, ſich ſogar die einträglichen Plätze in den Stiftern anzueignen. Da das Geiſtliche ohne das Leibliche bei Menſchen nicht beſteht, ſo mußte der Kirche auch weltliches Gut gegeben werden. Ueber ſolches Gut, und die auf ihm lebten, über die Knechte, Leute und Freien, erwarben die Biſchöfe ſich früh die höchſte Gerichtsbarkeit. Karl erhob ſie gern, und ſetzte ſie den Grafen gleich, wenn nicht über ſie. Ihre Ernennung war, wenn er wollte, des Königs Werk, oder doch deſſen Beſtätigung unterworfen. In weltlichen Dingen des Kaiſers Unterthanen, konnte ſelbſt der Geſandte deſſelben gegen ſie unterſuchen und ſie vor die Provinzialverſammlung laden, obgleich nicht über ſie verfü-

gen und richten. Dies blieb dem Kaiſer und dem Reichstage vorbehalten. Zum Heerbann waren die Biſchöfe zwar nicht in Perſon, aber mit ihren Leuten verpflichtet. Jährlich machten ſie Rundreiſen durch ihren Sprengel, um die nöthigen Unterſuchungen anzuſtellen, und arbeiteten auf dieſen Senden der Staatsgewalt, zur Erhaltung des Friedens und der Ordnung durch geiſtliche Mittel, gefällig in die Hand. Später, da ſie reicher, mächtiger und bequemer geworden, übertrugen ſie dieſe Beſchwerde ihres Dienſtes Untergeordneten und behielten ſich nur deſſen Annehmlichkeiten vor. Die Zeit verändert Alles, und die bösartigen Leidenſchaften des Menſchen verkehren den nützlichen Gebrauch in drücken den Mißbrauch. Seiner Natur nach eignet er ſich gern alle Vortheile und Annehmlichkeiten zu, und bürdet die Laſt und die Nachtheile Andern auf. So ging es auch mit den geiſtlichen Senden, die ſo wohlthätig wirken konnten und in der That wirkten. Die Biſchöfe, vornehm, reich und bequem geworden, trugen die Senden den Archidiakonen auf, die eine Luſtreiſe und Erwerbsquelle daraus machten. Wo ſie hinkamen, drückten ſie das Land durch ihre Forderungen, empörten die Gemüther durch Stolz und Härte, fachten den glimmenden Funken des Haders

und der Zwietracht zur freſſenden Flamme an, theilten, um zu herrſchen und herrſchten, im Dienſt der Selbſtſucht und des Eigennutzes. Der Segen, den ſonſt die erwünſchte Anweſenheit des geiſtlichen Hirten, wie der Aufenthalt der Könige und ihrer Stellvertreter, dem Volke brachten, ward eine gefürchtete Landplage. Eine Beſtimmung, ein Auftrag, die ſonſt im Intereſſe der Unterthanen erfüllt und vollzogen worden, waren jetzt einzig auf den Nutzen Derer berechnet, die ſich nützlich machen ſollten. Die weltlichen und geiſtlichen Senden waren faſt mit Kaperbriefen zu vergleichen, die den Geſendeten erlaubten, Beute zu machen. Alle Inſtitutionen ſind Mittel und Werkzeuge; man braucht ſie, um durch ſie zu wirken; aber die Art der Wirkſamkeit hängt von der Einſicht und dem Willen Derer ab, die ſich ihrer bedienen. Das Schwert des Damokles, das über dem Haupte des Tyrannen ſchwebend, ſeine Willkür mäßigt, dient, ihm in die Hände gegeben, ſeiner Wuth. Für die Beſorgung weltlicher Angelegenheiten erhielt der Biſchof ſeinen Vogt, der die Polizei und die Pflege der Gerechtigkeit beſorgte, den Frieden handhabte und als Reichsobriſter die biſchöflichen Truppen zum Heerbann führte. Erſt ernannte ſie der Kaiſer; ſpäter, da die weltli-

chen und geiſtlichen Herren ſich unabhängiger zu machen Mittel fanden, ward ihre Wahl den Kirchen überlaſſen. Nicht ſelten befehligten die Prälaten ihre Leute in Perſon und führten den Krieg auf eigne Rechnung, oder im Gefolge ihres Kaiſers. Selbſt die Strafgelder für Vergehen der biſchöflichen Leute zog die kaiſerliche Kammer ein, bis die Freigebigkeit der Regenten und beſonders Ludwig's des Frommen ſie nebſt andern Abgaben den geiſtlichen Herren überließ. Es war allgemein anerkannt, daß der Biſchof von allem Gute, was nicht zum Weih- oder Stiftungsgut gehörte, die darauf ruhenden Reichsdienſte leiſten mußte, und er hing durch das Lehensverband von dem Könige ab. Der König hatte die Erlaubniß zu Nationalconcilien und Provincialſynoden, und konnte körperliche Strafen gegen Geiſtliche, die ſich bis zu einem gewiſſen Grade an den bürgerlichen Geſetzen verſündigten, befehlen. So war die Geiſtlichkeit, wie ſie auch Karl betrachtet hatte, eine Stütze der königlichen Macht und dieſer in allem Weltlichen untergeben, und ſelbſt im Geiſtlichen von ihr nicht unabhängig. Dies Verhältniß wäre ohne Zweifel auch fortbeſtanden, hätte die Kirche ihr Oberhaupt nicht in dem Fürſten eines fremden Landes anerkannt. Die Geiſtlichkeit hatte,

außer ihrem Könige, in dem Papſte einen zweiten Herrn, und wie Standesvorurtheile und Vortheile immer ſtärker wirken, als die das Gefühl der Nationalität geben kann, ſo kam es leicht, daß ein deutſcher Geiſtlicher mehr römiſch war, als deutſch. Daß Rom nicht mehr der Sitz der weltlichen Macht war, begünſtigte ſehr die ehrgeizigen Abſichten und Anſprüche ſeines Biſchofs. In der Nähe des Kaiſerhofs ſpielte das chriſtliche Oberhaupt eine untergeordnete Rolle, die eines vornehmen Hofkaplans, eines Großen in der Umgebung der übrigen Großen, mit denen er, mehr oder weniger, auf gleicher Linie ſtand, und die ſich alle vor dem Größten beugten. So verhielt es ſich mit dem Biſchof zu Konſtantinopel. Selbſt die chriſtlichen Unterthanen mußten den Papſt als das Haupt der chriſtlichen Kirche wie ihren Herrn, wenn auch nur im Kirchlichen, in Sachen des Glaubens, betrachten und verehren. Sonſt griff auch die Geiſtlichkeit durch das Ehebündniß, die Löſung und Hinderniſſe deſſelben, durch die Faſt- und Feiertage, durch den Eid und andre religiöſe Geſetze und Einrichtungen vielfältig und folgenreich in die tiefſten und innigſten Verhältniſſe des bürgerlichen Lebens ein. Darin, daß der Fürſt der Kirche im Auslande lebte, und gewöhnlich ſogar ein Frem-

der war, lag groſſentheils der Grund der langen und feindſeligen Erbitterung zwiſchen der Kirche und dem Staate. Ein Patriarch im eignen Lande wird dem Throne nicht ſo leicht gefährlich. Wenn die Geiſtlichkeit übrigens bei der allgemeinen Zerſplitterung und Auflöſung der höchſten Staatsgewalt, von der Jeder, der nicht gerade zum Dienen geboren oder verdammt war, einen Theil an ſich zu reiſſen ſuchte, auch ihren Antheil wollte, wer mag ſich darüber wundern? War ihr gutes Recht nicht wenigſtens eben ſo gut als das Fauſtrecht? Wird gehorchen wollen, wer befehlen, oder zum Theilen ſich erbieten, wer ein gewünſchtes Gut allein beſitzen kann? Darum ſollte man gegen die geiſtliche Macht, die von Menſchen geübt wird, wie die weltliche, nicht ſtrenger ſeyn als gegen dieſe. Die Geiſtlichkeit war im Beſitze des geringen Wiſſens der damaligen Zeit; ſie faſt allein war des Leſens und Schreibens kundig, und erhielt den Funken der alten Bildung, an dem ſich das Licht der Zukunft wieder entzünden ſollte; ſie hatte Schulen angelegt und ſteuerte, ſo viel ſie es vermochte, der allgemeinen Verwilderung; ſie war die Dienerin der Religion, die allen Völkern heilig, den Chriſten doppelt theuer ſeyn mußte, weil das Chriſtenthum die höchſten Güter dieſes Lebens ach-

da das Unvermögen vergebens alle Gründe für ſich hat. Das iſt die Apologie der Gewalt, der nur Gewalt zur Unterlage dient. Oefter hatte der Papſt, ſeit dem Erlöſchen der Karolinger, für ſich und die Kirche nach Unabhängigkeit von der weltlichen, vorzüglich von der kaiſerlichen Macht geſtrebt, die ihm am nächſten und ſo auch am gehäſſigſten war. Erſt wollte er wenigſtens die Wahl des Oberhauptes der Kirche von dem Einfluſſe des Kaiſers befreien; aber jeder Verſuch dieſer Art ward von den Monarchen zurückgewieſen, oder beſtraft. Bis zum Ausſterben von Karl's Geſchlecht ward die kaiſerliche Genehmigung zu jeder Papſtwahl regelmäßig eingeholt. Otto der Große ſtellte das alte Recht, dem man ſich in Rom gern entzogen hätte, in ſeiner ganzen Fülle wieder her; er ſetzte den Papſt ab und ließ einen andern an ſeine Stelle wählen. Noch Heinrich III. that ein Gleiches. Es war ein Glück für die von allen Seiten angefochtene Macht und Würde des Kaiſers, daß Viele von denen, die ſie bekleideten, tüchtige Männer waren. Es iſt wirklich keine gewöhnliche Erſcheinung, eine Reihe von kräftigen Regenten auf dem Throne zu ſehen, wie ſie die Geſchichte der ſächſiſchen und saliſchen Kaiſer, und ſpäter der Hohenſtaufen zeigt, wenn ſie auch ihre Kraft

oft zur Unzeit und beſonders am unrechten Orte gebrauchten. Vorzüglich verſtanden es die Salier, ihr Hausrecht zu üben und den Pantoffel nachdrücklich unter dem Stiefel zu halten, bis mit dem zu frühen Tode Heinrich's III. ſich die Geſtalt der Dinge änderte. Dieſer kräftige Regent, der viel konnte, aber, ſeine Kräfte überſchätzend, ſich noch mehr zutraute, hatte ſich auch eine Verbeſſerung der Kirche zum Ziele geſetzt. Das Unternehmen wäre allerdings an der Zeit geweſen, konnte aber nach der Art, wie Heinrich ſich dabei benahm, nicht wohl gelingen. Seine Abſicht war, die Kirche durch ihr eignes Haupt, den römiſchen Papſt, zu reformiren, und zu dieſem Zwecke mußte er ihm die Macht und das Anſehen geben, die zur Erreichung des Zwecks nöthig waren. Der Kaiſer, der drei Päpſte ernannte, um die erwünſchte Verbeſſerung mit dem Haupte anzufangen, bedachte nicht im Vollgefühle ſeiner Kraft, und in der Sicherheit, die ihm dieſes gab, daß die Waffen, die er dem römiſchen Stuhle lieh, gegen ſein eignes Haus gewendet werden könnten. Wie ſehr eine Reform der Kirche zu wünſchen war, zeigte beſonders die Lebensweiſe der Geiſtlichkeit, die uns glaubwürdige Berichte ſchildern. Durch Reichthum und Wohlleben waren die Prälaten üppig ge-

worden und ließen ihren Gelüſten freien Lauf, indem ſie ſich weichlichen Ausſchweifungen hingaben, oder im Felde als Krieger dem wilden Ungeſtüm eines rohen Gemüthes folgten. Es erregt Schaudern, wenn man das Verzeichniß von Laſtern und Verbrechen lieſt, deren Biſchöfe und Aebte öffentlich beſchuldigt, zum Theil überwieſen wurden. Das kam mit daher, weil die hohen geiſtlichen Würden nicht an das Verdienſt und die Frömmigkeit, nach ihrer Beſtimmung, vergeben, ſondern von der Habſucht um Geld verkauft, oder von der Gunſt an oft nichtswürdige Lieblinge verſchenkt wurden. Man betrachtete die einträglichen Stellen bei Stiftern und Capiteln als eine Verſorgungsanſtalt für die nachgebornen Söhne vornehmer Edelleute. Dieſe eben nicht fromme Anſicht war ſo allgemein, daß man in einer und derſelben Zeit in einem und demſelben Stifte zwanzig Söhne von Königen und Fürſten fand. Der unmäßige Standesgeiſt des Adels hatte ſich in dem Grade ausgebildet, daß der Edelmann nicht nur allein mit einem Ebenbürtigen im Turniere kämpfen, ſondern auch im Chore ſingen und beten wollte, und die Wahl des Kaiſers Otto I., der ſeinen verdienten Kanzler Willigis zum Erzbiſchof von Mainz ernannte, bittern Tadel fand, weil der Gewählte von

gemeiner Abkunft war. Auch gebührt die Ehre der ſinnreichen Erfindung der ſieben Heerſchilde, welche die ſieben Abſtufungen des Adels ſo gut bezeichnen, dieſer Zeit.

Die Päpſte ſelbſt erhielten ſich von dem allgemeinen Verderben ſo wenig rein, daß manche von ihnen, wie an Würde, ſo auch an laſterhafter Ausſchweifung die übrigen Prälaten noch übertrafen. Natürlich war dies nicht allgemein, wie es ſich von ſelbſt verſteht, und ausgezeichnete Tugenden glänzten nur um ſo herrlicher mitten in der herrſchenden Entartung, wie die Sterne aus dem Dunkel des Firmaments hervor. Hatte doch das verworfene Kaiſerrom und das ſchlechte Byzanz ſeine Weiſen und Helden! Auch ſinkt die Menſchheit nie ſo tief, daß ſie ihre höhere Beſtimmung ganz verleugnet. Das Uebel wäre wohl bei der Geiſtlichkeit nicht ſo groß geworden, hätte ſie die weltliche Herrſchaft nicht mit der geiſtlichen unnatürlich vereint. Beide bilden im Staate ein Gegengewicht, und erweiſen ſich ihm auch dadurch nützlich. Iſt der Sittenloſe aber Sittenrichter, und beſitzt der Sünder ſelbſt die Gabe, die Sünden zu vergeben, dann fehlt es der Tugend wenigſtens an einer Aufmunterung, und dem Laſter an einem Zügel. Da trieben ſich nun die Diener Gottes, die Lehrer der Religion, die dem Geiſte des

Evangeliums durch That und Wort Glauben und Eingang verſchaffen ſollten, als Kanzler, Geſandten, Geheimſchreiber, in weltlichen Geſchäften und Zerſtreuungen an Höfen, oder als Krieger im Felde umher. Aus dieſem ſchmählichen Zuſtande die Kirche zu befreien, hatte Heinrich III. den kühnen Entſchluß gefaßt. Da ihm viel gelungen war, und er die Selbſtſtändigkeit des Reichs in der Erhaltung ſeiner kaiſerlichen Macht ſo nachdrücklich gerettet hatte, ſo iſt man geneigt zu glauben, er würde auch das ſchwere Werk, die Kirchenverbeſſerung durch den Papſt, vollendet haben, hätte ihn der Tod nicht vor dem vierzigſten Jahre von ſeinem thätigen Leben abgerufen. Mancher gefeierte Held in der Weltgeſchichte iſt für den Glauben an ſeine Macht und Klugheit zu rechter Zeit geſtorben, und der frühe Tod, von dem man mit Bedauern glaubt, er habe ſeinen Ruhm geſchmälert, hat ihn oft gerettet.

Nach dem Tode Heinrich's III. verwaltete deſſen Wittwe, im Namen ihres minderjährigen Sohnes, das Reich. Die Großen aber ertrugen dieſe Herrſchaft ungern, und der Erzbiſchof Hanno von Cöln, im Einverſtändniß mit einigen Andern, die gern ſelbſt regieren wollten, raubten den zwölfjährigen Knaben ſeiner Mutter, und entführten ihn ge=

waltſam. Hanno geſellte ſich ſpäter den Erzbiſchof Adalbert von Bremen bei, einen verſchlagenen, geſchickten, aber hochfahrenden, eigenmächtigen und gewiſſenloſen Mann. Dieſer wußte ſich des Gemüthes des jungen Königs durch einſchmeichelnde Kunſt zu bemächtigen, und leitete ihn mit dem zweiten Lieblinge, einem Grafen Werner, unumſchränkt. Die Art, wie dieſe beiden Männer das Reich verwalteten, ſcheint der Willkürherrſchaft des ſchlechteſten Staates im Oriente anzugehören. Die geiſtlichen und weltlichen Aemter, Biſthümer und Abteien, Gnade und Gerechtigkeit, alles war für Geld feil und ward dem Meiſtbietenden ſchamlos zugeſchlagen. Ihre Freunde beſchenkten ſie mit geraubten Gütern und theilten ſich in die Klöſter, die ihnen zuſagten, durch das Loos. Damit der junge König nie den Willen und die Kraft erlangen möge, die Regierung ſelbſt zu führen, ſah Adalbert allen Gelüſten des ausſchweifenden Jünglings nach und munterte ſie noch auf. Er wollte durch die Unfähigkeit des königlichen Pfleglings den eignen unentbehrlichen Einfluß verewigen, indem er ſeinen unerfahrnen Herrn durch Wolluſt entnervte und durch gefällige Nachſicht ſich zugleich der Dauer ſeiner Gunſt verſicherte. Der Zögling zeigte ſich des Lehrers würdig. Heinrich

lebte, auch da er vermählt war, öffentlich mit Luſtdirnen, die er unterhielt, und machte auf Streifpartien, bei denen er ſich würdige Gefährten zugeſellte, Jagd auf Mädchen und Frauen, von deren Schönheit er gehört, und ſchämte ſich gegen ſie keines Mittels der Gewalt und der Verführung. Es grenzt an das Unglaubliche, was die Geſchichte von der wilden, unnatürlichen Luſt und der Sittenloſigkeit des jungen Heinrich's erzählt. Dabei zeigte er ſich gewaltthätig, wie ein Menſch, der nur ſeine Neigung und Launen als Geſetz erkennt, hochfahrend im Uebermuth des Glücks, als ihn das Unglück ſpäter eben ſo feig und demüthig fand, dabei grauſam und treulos. Er mißhandelte die Großen, die ihm oder ſeinen Günſtlingen mißfielen, beraubte ſie ihrer Würden und Stellen unter nichtigen Vorwänden, und fand ſogar ein Vergnügen darin, das elende Volk zu peinigen und ſeiner Klagen zu ſpotten. Um die Achtung und Neigung der Menſchen unbekümmert, ſetzte er ſein Vertrauen auf ſein wüſtes Kriegsvolk, das ihm anhing, weil er ſeine Raubſucht und Ausſchweifung gefällig überſah.

Um den Biſchof von Mainz zu beſtimmen, des Königs Scheidung von ſeiner Gemahlin Bertha zu bewirken, verſprach ihm dieſer den Zehnten in Thü-

ringen, den auch der Prälat mit aller Strenge einzutreiben Anſtalten traf. Da er nun in das Land mit Truppen eingefallen war, die das Volk unmenſchlich quälten, ſchickte dieſes, gutmüthig vertrauend auf ſeinen König, Abgeordnete an ihn, und flehete um Rettung aus harter Noth. Heinrich empfing die Klagenden gnädig, ſagte ihnen Hülfe zu, und die Hoffenden eilten, die Freude und den Troſt nach der bedrängten Heimath zu bringen. Da er die Getäuſchten auf ſolche Weiſe ſicher gemacht, fiel er unverſehens in ihr Land, beſetzte es feindlich und nahm zwei Grenzſchlöſſer weg, durch die er es mehr in ſeine Gewalt bekam. Noch härter verfuhr er in Sachſen, wo er viele Burgen erbauen ließ, die er mit ſeinem Volke beſetzte, um die Einwohner in Unterthänigkeit zu erhalten. Das Kriegsvolk lebte wie in Feindes Land, beraubte die Umgegend, entführte gewaltſam die Frauen, und ſchickte ſie ihren Männern und Eltern wieder mit Hohn zurück. Heinrich haßte die Sachſen, die ein gewiſſes Gefühl von männlicher Freiheit am längſten bewahrt hatten, und war ihnen durch ein natürliches Gefühl feind, wie alle Willkür ſtolzer Selbſtſtändigkeit. Die Sachſen hatten das Mögliche verſucht, um den König ſich gnädig zu machen; da aber jeder Ruf an ſeine Gerech-

tigkeit, jede Bitte um ſchonende Behandlung fruchtlos war, wählten die Verzweifelten den einzigen Weg, der Rechtloſen übrig bleibt. Die Großen verſammelten das Volk, zu dem, vor den Andern, der Herzog Otto ſprach. Das rechte Wort bietet ſich leicht für Das, wovon das Herz voll iſt, und findet ſchnell Eingang bei Denen, die ein gleiches Gefühl beſeelt. Heinrich hatte ſo viel gethan, daß es der Rede kaum mehr bedurfte. Ueber ſechzigtauſend Mann erboten ſich zugleich die Waffen zu nehmen, für die Rettung aus gemeinſamer Noth und die Aufrechthaltung vaterländiſcher Geſetze. Doch ehe man zum Aeußerſten ſchritt, wollte man noch einmal den Weg der Güte verſuchen, und es ging eine Geſandtſchaft von Sachſen an den König nach Goslar ab (1073), wo er ſich gewöhnlich aufzuhalten pflegte. Dieſe trug ihm vor: „Er möge die zahlreichen Burgen, die er in ihrem Lande, als eben ſo viele Zwinger, angelegt, ſchleifen; den ſächſiſchen Fürſten, die er ihres Eigenthums gewaltthätig beraubt, ihr Recht angedeihen laſſen; die Gegend, der er nun ſchon ſo lange im üppigen Müßiggange beſchwerlich gefallen, endlich einmal verlaſſen, und andere beſuchen; die ſchlechten und gemeinen Leute, durch deren Rath er ſich ſelbſt und den Staat zu Grunde richte, entfer-

nen, und nach des Reichs Geſetzen im Einverſtändniſſe mit den Fürſten regieren; das Heer von feilen Dirnen, das er, zu allgemeiner Aergerniß, beſtändig um ſich habe, fortſchicken; ſeine mißhandelte Gemahlin anerkennen und als ſolche behandeln, und überhaupt ſich von den Thorheiten und Laſtern, mit denen er ſeine Jugend befleckt und entehrt, endlich losmachen. Verſtehe er ſich zu dieſen verſchiedenen Punkten, dann wollten ſie ihm ferner als Freie und in einem freien Lande Geborne dienen; weigere er ſich aber deſſen, dann ſagten ſie ſich von ihm, als einem Feinde der Menſchen und des chriſtlichen Namens, los, entſchloſſen, ihre Freiheit gegen ihn bis zum letzten Athemzuge zu vertheidigen.“ Den König machte die verwegene Botſchaft erſt beſtürzt, dann, nachdem er ſich etwas geſammelt und ſeine Umgebung ihm Muth zugeſprochen hatte, ging er, ſeiner leichtfertigen Natur gemäß, zu entgegengeſetzten Gefühlen über und entließ die Abgeordneten mit Verachtung und Spott. Doch machte die Erfahrung, wie des Königs Leute ſich in Sachſen betragen, und welche ſchmähliche Behandlung die Bewohner des unglücklichen Landes zu erdulden gehabt, auf die Fürſten keinen guten Eindruck. Sie ſelbſt hatten ſich über die Gewaltthätigkeit und den Leichtſinn Heinrich's

vielfach zu beklagen. Sie waren dem Könige zum Theil nur zugethan, in wie weit er ihrem eignen Intereſſe diente, und da ſie weder Achtung noch Neigung für ihn empfanden, ſo beſchloſſen ſie, ihn des Throns zu entſetzen. Zu Mainz ſollte zu einer neuen Königswahl geſchritten werden.

Unter dieſen Umſtänden zog Heinrich ſich an den Rhein zurück, wo er auf die geprüfte Anhänglichkeit der Bewohner zählen konnte. Mit wahrhaft edler Treue waren die rheiniſchen Städte den Saliern unerſchütterlich ergeben. Da der König ſich Worms näherte, zog ihm die damals zahlreiche und begüterte Bürgerſchaft gewaffnet zum feierlichen Empfang entgegen. Sie bot ihm Leben und Vermögen an. Den Biſchof, der es mit des Königs Feinden hielt, hatte ſie vertrieben. Das großmüthige Anerbieten der bedeutenden Stadt, an die ſich andere mit gleicher Geſinnung angeſchloſſen haben würden, gewann dem Könige eine flüchtige Aeußerung des Beifalls, aber kein Vertrauen ab. Hätte Heinrich es verſtanden, ſeine wahren Freunde zu erkennen und ſich ihrer Hülfe zu bedienen, wie ganz anders konnte ſich ſein Schickſal und das des Reichs geſtalten! Aber das iſt das unſelige Loos des Königthums, daß es die Nation nur zu oft in ſeiner eitelen Umge-

bung ſieht, und die wahre Kraft des Staates und die Stütze ſeiner Macht in den gebrechlichen Werkzeugen ſeines eignen oder fremden Stolzes findet. Jahrhunderte ſchon währte der Kampf zwiſchen der Krone und dem Adel mit ungleichem Erfolge. Die Groſsen hatten ſich die edelſten Vorrechte des Königs angeeignet und waren noch immer mit Entwürfen zu ſeiner Erniedrigung beſchäftigt. Sie gingen eben damit um, Heinrich abzuſetzen, und doch betrachtete dieſer ſie als die einzigen Befreundeten, denen er ſich mit Ehre und Sicherheit anſchlieſsen dürfe. Man glaubt hier, unter Menſchen, jene ſonderbare Erſcheinung in dem Thierreiche zu ſehen. Die Klapperſchlange kündigt ſich denen, die ſie verſchlingen will, mit ſchreckendem Geräuſche an; die Geängſtigten, die entfliehen wollen, bewegen ſich, beſorgt um ihre Rettung, wie gebannt durch einen Zauber, ſo lange um ihren Feind, bis er ſie gemächlich faſſen und verzehren kann. Sahen wir doch in unſeren Tagen einen Mann von ganz anderem Gehalte als Heinrich, der durch gleichen Irrthum unterging! Und dieſer Mann, mit einer Kraft und Einſicht begabt, wie man ſie ſelten auf einem Throne fand, war aus dem Schoſse der Nation hervorgegangen und zur höchſten Macht und Würde, die ſie ein

Sterblicher beſaß, von derſelben Nation erhoben worden. Dieſer Mann, gefallen durch eigne Schuld, den Verrath der Großen, die es durch ſeine Wohlthat waren, beſiegt und geächtet durch des Feindes Uebermacht, zeigt ſich unerwartet unter dem Volke, das ihm, dem Undankbaren, dankbar geblieben war, und es ſchließt ſich freudejauchzend ſeinem ſchweren Verhängniſſe an und führt ihn nach der Hauptſtadt auf den kaum verlaſſenen Thron zurück. Dieſer Mann, ſich des Sieges ſchämend, den er dem ſchönſten Gefühle verdankte, mit dem ein Volk beglücken kann, konnte ſagen: „In allem dem, es iſt nicht zu leugnen, war etwas Jacobinerweſen.“ Derſelbe Mann ging durch eigne Schuld, den Verrath der Großen, die er erhoben hatte, und die Uebermacht der Feinde zum zweitenmal, aber ohne Rettung, unter.

Läßt es ſich vielleicht leugnen, daß faſt in ganz Europa, wo das Königthum ein Spielwerk des Feudaladels geworden war, ſein Anſehen, ſeine Macht und Würde durch den Bürgerſtand wieder hergeſtellt worden iſt? Wer das leugnen wollte, der müßte die Geſchichte wenig kennen. Man darf nur einen flüchtigen Blick auf die von Frankreich, England und Deutſchland werfen. Es iſt allerdings kaum einem

Fürſten zu verargen, wenn er an uneigennütziger, aufrichtiger Ergebung zweifelt und nur an Eigennutz und Selbſtſucht glaubt; aber bedauern muß man, daß gerade diejenigen, die allein dieſen Glauben rechtfertigten, zum Nachtheil der Fürſten und Völker allein Vortheil aus ihm zogen. Das Volk iſt unſtät, abergläubig und unbeſonnen, aber gefühlvoll und des Dankes fähig. Ein leicht zu behandelnder Stoff; für den, der es zu behandeln weiß, iſt es, was man aus ihm macht. Es gehört nicht viel dazu, das Volk zu leiten und zu verleiten, zu führen und zu verführen. In den Ausbrüchen ſeiner Leidenſchaft kennt es weder Ziel noch Maß; aber ſchwerfällig und dem Zuge der Gewohnheit folgend, läßt es ſich nicht leicht aus ſeiner alten Lage bringen, und bewegt ſich ſelten durch ſich ſelbſt. Wo es ſich grauſam, ungerecht und undankbar erwieſen, war es durch fremden Einfluß beſtimmt. Leicht zu bethören wird es leicht ein Spielzeug des Betrugs. Betrogene aber gibt es nur durch Betrüger, und man muß erſtaunen und bedauern, daß immer von jenen, und ſo ſelten von dieſen die Rede iſt. Es läßt ſich nachweiſen, daß unter zwanzig Verſchwörungen gegen die Gewalt oder das Leben der Könige das Volk kaum an einer thätig Theil genom-

men, und daß bei allen, die das Volk durch Aufſtand unterſtützt und begünſtigt hat, Edelleute oder Prieſter an der Spitze ſtanden. Beiſpiele dagegen, daß Fürſten durch den Bürgerſtand gerettet worden, ſind nicht ſelten, und faſt jede Nation hat ihre Dalekarlier, die ihr wenigſtens nie fehlten, wenn ſie einen Guſtav Waſa hatte. Indeſſen mag der, welcher die Menſchen, und beſonders des Volkes Tugenden und Mängel kennt, am ſicherſten der Meinung ſeyn, der folgſamſten Gläubigen erfreuten ſich die Seelenhirten, die neben der Hauptkirche der Liebe und des Vertrauens auch ein Filial der Furcht und Hoffnung haben.

Heinrich, der zu den Städten, die ihm ergeben waren, kein Vertrauen faſſen konnte, ſuchte ſich den Fürſten zu nähern, die in Mainz zum Wahltage zuſammenkamen, um ihm einen Nachfolger zu geben. Wenige aber fanden daſelbſt ſich ein, und den Wenigen fehlte es an Muth zu handeln, weil ſie die Ergebung der rheiniſchen Bürger fürchteten, die ſich ſo entſchloſſen für den König erklärt hatten. Die Fürſten würdigten die Hülfsquellen Heinrich's ganz anders als er ſelbſt. Dieſer ließ ſie unerwartet bitten, ſich zu einer Unterredung nach Oppenheim zu begeben. Die Fürſten folgten der Bitte nicht

ohne Beſorgniſſe. Aber wie erſtaunten die Fürchtenden in freudiger Ueberraſchung, als ſie ſahen, daß ſie gefürchtet wurden! Heinrich trat flehend unter ſie, demüthigte ſich bis zum Niederknien vor den Stolzen, und zum reuigen Bekenntniß ſeiner frühern Vergehen, die er mit ſeiner Jugend entſchuldigte, und verhieß Beſſerung. Die feige Selbſterniedrigung des Königs ſteigerte natürlich den Uebermuth der Großen, und die, welche Verzeihung erbitten ſollten, und ſie dankbar als eine Gnade angenommen hätten, machten jetzt Schwierigkeiten, ſie zu bewilligen.

Indeſſen ſiegte Heinrich, der ſich auf das Theile um zu herrſchen als auf die einzige fruchtbare Maxime ſeiner Regierungskunſt ziemlich gut verſtand, durch ſeine Ränke und Verſchlagenheit. Durch Heuchelei beſtach er die Gutgeſinnten, die Ehrgeizigen und Eigennützigen durch Verheißungen, die er nicht zu erfüllen gedachte. Die Sachſen ließ er Vergebung, Die, ſo zu ihm übertreten würden, Belohnung, und die Getreuen die Güter der Unterworfenen als eine ſichere Beute hoffen. Alle Mittel der Verführung und Liſt, ſelbſt der Aberglaube, wurden angewendet, und die entwürdigte Religion mußte der entwürdigten Staatskunſt die Hand zur Erreichung ihres Zweckes bieten. Auch geſchah, was

in der Geſchichte dem frommen Glauben und der gutmüthigen Tugend, denen in dieſer Welt ſich alles nach den Geſetzen der Sittlichkeit und des Rechts ausgleichen ſoll, oft ſo widerlich auffällt; die gewandte Schlechtigkeit ſiegte über die gute Sache der Ehre und des Gewiſſens. Dieſe Erſcheinung, welche ſo viele Geſchichtſchreiber, die in dem Gange der Angelegenheiten unſerer Welt einen praktiſchen Curs der Logik und der Moral ſehen möchten, in große Verlegenheit ſetzt, weil ſie nicht erklären können, was ſie zu erklären nicht berufen ſind, wie nämlich der Sieg des Unſinns über den Verſtand, der des Verbrechens über die Tugend ſich mit der Weisheit und Gerechtigkeit des Schöpfers in Einklang bringen laſſe; dieſe Advocatur der Vorſehung, die wohl am beſten ſelbſt erklären und rechtfertigen könnte, was ſie gethan, wenn ſie ſich dazu verpflichtet fühlte, hat die lächerlichſten Syſteme von dem Manichäism bis zum Optimism erzeugt, wie denn die Sucht darzuthun und zu beweiſen, was ſich nicht darthun und beweiſen läßt, immer nur zu gewagten, gewöhnlich lächerlichen Hypotheſen führen kann. Der Menſch will in der äußern Weltordnung einen Abdruck ſeiner innern ſehen; aber beide Welten, obgleich ſich nahe und in einander greifend, folgen ihren eigenen Ge-

ſetzen. Der Aberglaube muß, um ſich freundlich zu verbinden, ſogar Wunder haben. Die Natur trauert bei Cäſar's Tode, und verläßt des ungeheuern Ereigniſſes wegen auf Augenblicke ihre ewige Bahn. Der eitle Menſch! Was geht Cäſar's Tod die Sterne und die Gräber an? Kein Blatt fällt mehr oder weniger vom Baum, mag Cäſar leben oder ſterben.

Heinrich ſiegte; die Fürſten ſammelten ſich noch einmal ergeben um ihn her, und die Sachſen unterlagen in einer mörderiſchen Schlacht, die an der Unſtrut geliefert ward.

In ſo weit war nun der Kaiſer mit ſeinen Feinden fertig, als ein neuer, furchtbarer als die frühern, ſich gegen ihn erklärte. Heinrich achtete ihn anfangs wenig; aber er lernte ihn ſpäter durch eine ſchmerzliche Erfahrung beſſer kennen. Es war Hildebrand, als Papſt unter dem Namen Gregor VII. bekannt. Italiener von Geburt, ſchmerzte ihn die Erniedrigung ſeines Vaterlandes, das in der Vergangenheit ſich ſo glorreich über alle Staaten der Erde erhob; derber Plebejer, hatte er die unverdorbene Kraft ſeines Standes und den Stolz deſſelben, der ſich um ſo gerechter glaubt, weil er auf perſönlichen Werth und eigenes Verdienſt gegründet

iſt. Von der niedrigſten Stufe der Geſellſchaft — er war der Sohn eines gemeinen Handwerkers — hatte er ſich bis zur höchſten durch ſich ſelbſt erhoben. Stolz im Gefühle deſſen, was er vermochte, und den leeren Prunk des eitlen Scheins verachtend, zeigte er gegen Schwächen, die er nicht theilte, und gegen angeerbte Auszeichnungen, die er hatte verdienen müſſen, da Andere ſich verdienſtlos in ihrem Beſitze ſahen, eine Härte, oft eine Erbitterung, die ſeine Perſönlichkeit und die früheren Verhältniſſe ſeines Lebens nicht erklären. Hildebrand kannte übrigens die Menſchen, wie ſie jeder, der arm geboren und auf ſich ſelbſt geſtellt iſt, kennen lernt, da ſich Niemand vor ihm zu verbergen die Mühe nimmt. In Deutſchland und Frankreich war er öfter geweſen und hatte in ſeiner Stellung, als Rathgeber und Begleiter der Abgeordneten des römiſchen Hofes, der Päpſte, oder ihrer Geſchäftsführer, Gelegenheit gehabt, ſich eine genaue Kenntniß der öffentlichen Verhältniſſe und der einflußreichſten Perſonen zu verſchaffen. Noch ehe er auf den römiſchen Stuhl erhoben worden, leitete er deſſen Angelegenheiten, und in der ſpätern Zeit faſt unumſchränkt. Sein Geiſt war der Geiſt des Hauptes der kirchlichen Macht geworden. An der Sache haltend, und um

den Namen unbekümmert, die Wirklichkeit ergreifend, und den Schein verachtend, war er zufrieden, im Auftrage Anderer die Gewalt zu üben, und in der That zu ſeyn, wofür ſeine Vorgeſetzten zu gelten ſich begnügten. Auch ſieht man nicht, daß er ſich um die höchſte Würde in der Kirche beſonders eifrig beworben hätte. Es gibt Menſchen, die in Bedrängniſſen und allgemeiner Noth, oder wo man überhaupt mit ſeiner Perſon bezahlen muß, den erſten Platz nicht zu ſuchen brauchen; er ſucht ſie ſelbſt. Gregor gehörte zu denen, die alles an das ſetzen, was ſie für ihren Beruf erkennen, als Freunde den Schwachen, die ſich leiten laſſen, erwünſcht, denen läſtig, die einen Willen haben, oder eiferſüchtig auf ihren Einfluß ſind, dem Feinde ſtets gefährlich, weil ſie durch gewöhnliche Mittel eben ſo ſchwer zu gewinnen als zu ſchrecken ſind. Solche Naturen ſiegen, oder gehen unter. Hildebrand kündigte ſchon durch den Namen an, den er ſich nach ſeiner Wahl beilegte, wer er ſey, und künftig zu ſeyn gedenke. Gregor VI., den der Kaiſer Heinrich III. nicht als Papſt beſtätigt hatte, war ſein Freund geweſen. Hildebrand nannte ſich Gregor VII. und ſagte durch dieſen Namen, daß er anerkannte Freunde und ausgeſprochene Geſinnungen zu verleugnen unfähig

ſey, auch von der kaiſerlichen Macht in dieſer Sache ſein Urtheil nicht beſtimmen laſſe. Er fühlte ſich berufen, auch eine Macht zu ſeyn, und ging entſchloſſen ſeinem Berufe entgegen. Doch war, nach was er ſtrebte, nicht ſeine perſönliche Sache, ſondern die der Kirche, die er aus dem Joche des Staates, wie er meinte, befreien, ja über den Staat ſelbſt ſetzen wollte.

In Hildebrand finden wir einen Mann, der wußte, was er wollte, und auch entſchloſſen war, ſeinen Willen durchzuſetzen. Das aber macht die hiſtoriſchen Charaktere, wenn anders das Glück ihnen nicht einen angemeſſenen Wirkungskreis verſagt. Die That iſt allerdings die Frucht der Einſicht und des Willens, ein rechtmäßiges Kind ſeiner Eltern; in dem Erfolge aber, der es beachtet in die Welt einführen muß, ſehen wir ein Pathengeſchenk des Glücks. Ein großer Mann unſerer Zeit ſagte: Das Wort Unmöglich iſt nicht in meiner Sprache. Er und Seinesgleichen haben Recht; der Kraft und Beharrlichkeit iſt alles möglich. Der darf nach dem Höchſten ſtreben, der entſchloſſen iſt, das Höchſte daran zu ſetzen. Columb, dem keine Macht einige Schiffe borgen wollte, mit denen er zu der alten Welt eine neue zu fügen verſprach, hat dieſe doch entdeckt, und

Paul Jones iſt auch ohne Flotte ein Seeheld geworden. Es gibt Naturen, die ſich mit keinem zweiten Platze begnügen; verſagt das Schickſal ihnen den erſten in Rom, dann nehmen ſie ihn in einem Dorfe. Das haben übrigens auch die Thörichtſten mit den Geſcheidteſten gemein, daß ſie wollen, was der Menge unerreichbar ſcheint. Darin aber liegt wieder zwiſchen ihnen der Unterſchied, daß dieſe ihre verlachten Träume wirklich machen, jene dagegen nicht. Hannibal's und Bonaparte's italieniſche Feldzüge waren im Entwurf Projecte von Abenteurerei; ausgeführt wurden ſie Heldenthaten. Darum macht die Charakterſtärke, die Kraft des Willens, vor allen Vorzügen den Mann. Es mag an jeder hohen Schule, vielleicht an jedem Collegium, Profeſſoren geben, die an vielſeitigem Wiſſen und gelehrter Bildung Cromwell und vielleicht Washington übertreffen; aber was würden ſie an ihrer Stelle ſeyn?

Die beiden Grundpfeiler, auf welche Gregor dem Bau ſeiner Kirche aufführen, und die Größe und Macht derſelben ſtützen wollte, waren die Unabhängigkeit der Geiſtlichen von allem weltlichen Einfluſſe und der eheloſe Stand derſelben, der ſie dem bürgerlichen und geſellſchaftlichen Leben entfremdete. „Die

ſey, auch von der kaiſerlichen Macht in dieſer Sache ſein Urtheil nicht beſtimmen laſſe. Er fühlte ſich berufen, auch eine Macht zu ſeyn, und ging entſchloſſen ſeinem Berufe entgegen. Doch war, nach was er ſtrebte, nicht ſeine perſönliche Sache, ſondern die der Kirche, die er aus dem Joche des Staates, wie er meinte, befreien, ja über den Staat ſelbſt ſetzen wollte.

In Hildebrand finden wir einen Mann, der wußte, was er wollte, und auch entſchloſſen war, ſeinen Willen durchzuſetzen. Das aber macht die hiſtoriſchen Charaktere, wenn anders das Glück ihnen nicht einen angemeſſenen Wirkungskreis verſagt. Die That iſt allerdings die Frucht der Einſicht und des Willens, ein rechtmäßiges Kind ſeiner Eltern; in dem Erfolge aber, der es beachtet in die Welt einführen muß, ſehen wir ein Pathengeſchenk des Glücks. Ein großer Mann unſerer Zeit ſagte: Das Wort Unmöglich iſt nicht in meiner Sprache. Er und Seinesgleichen haben Recht; der Kraft und Beharrlichkeit iſt alles möglich. Der darf nach dem Höchſten ſtreben, der entſchloſſen iſt, das Höchſte daran zu ſetzen. Columb, dem keine Macht einige Schiffe borgen wollte, mit denen er zu der alten Welt eine neue zu fügen verſprach, hat dieſe doch entdeckt, und

Paul Jones iſt auch ohne Flotte ein Seeheld geworden. Es gibt Naturen, die ſich mit keinem zweiten Platze begnügen; verſagt das Schickſal ihnen den erſten in Rom, dann nehmen ſie ihn in einem Dorfe. Das haben übrigens auch die Thörichtſten mit den Geſcheidteſten gemein, daß ſie wollen, was der Menge unerreichbar ſcheint. Darin aber liegt wieder zwiſchen ihnen der Unterſchied, daß dieſe ihre verlachten Träume wirklich machen, jene dagegen nicht. Hannibal's und Bonaparte's italieniſche Feldzüge waren im Entwurf Projecte von Abenteurerei; ausgeführt wurden ſie Heldenthaten. Darum macht die Charakterſtärke, die Kraft des Willens vor allen Vorzügen den Mann. Es mag an jeder hohen Schule, vielleicht an jedem Collegium, Profeſſoren geben, die an vielſeitigem Wiſſen und gelehrter Bildung Cromwell und vielleicht Washington übertreffen; aber was würden ſie an ihrer Stelle ſeyn?

Die beiden Grundpfeiler, auf welche Gregor dem Bau ſeiner Kirche aufführen, und die Größe und Macht derſelben ſtützen wollte, waren die Unabhängigkeit der Geiſtlichen von allem weltlichen Einfluſſe und der eheloſe Stand derſelben, der ſie dem bürgerlichen und geſellſchaftlichen Leben entfremdete. Die

halbe Geiſtlichkeit empörte ſich gegen dieſe Gewaltthätigkeit, welche die zarteſten Bande der Natur zerriß. Die Sittenloſigkeit war allerdings bis zu einem hohen Grade geſtiegen, und die Geiſtlichkeit, die das Beiſpiel eines chriſtlichen Wandels, der Mäßigung und Ordnungsliebe geben ſollte, blieb auch in dieſem Punkte hinter den Weltlichen nicht zurück; wem aber ſollte es einfallen, den eheloſen Stand als ein Mittel vorzuſchlagen, die Sittlichkeit und Ordnungsliebe wieder herzuſtellen und zu befeſtigen, wenn er es anders aufrichtig damit meint? Die Ehe verſchlingt in die bürgerlichen und geſellſchaftlichen Verhältniſſe, daß man mit Weib und Kind erſt recht ein Vaterland, eine Heimath gewinnt, und mit dem Wohl und Wehe der übrigen Staatsgenoſſen befreundet wird. Nur der Verehlichte iſt wahrhaft ein Bürger, ein Unterthan, das letzte Wort in ſeinem guten und böſen Sinne genommen. Soll die Prieſterſchaft außerhalb des Staates ſtehen, ſich vielleicht über ihn erheben, einen eigenen Zweck verfolgen, der ſich von dem des Staates entfernt, von dem Befehle eines Oberhauptes abhängig werden, das nicht das Oberhaupt des Staates iſt, dann darf ihr eheloſer Stand empfohlen, ja geboten werden. Man hatte ſchon in frühern Zeiten und beſonders

am Ende des vierten Jahrhunderts, den Verſuch gemacht, die Prieſterehen zu verbieten; aber es gelang nicht, dieſe Maßregel allgemein und mit Strenge durchzuſetzen. Die Kirchenverſammlung zu Nicäa wagte es nicht einmal, die Eheloſigkeit bloß den höhern Geiſtlichen zur Pflicht zu machen, ſo gefährlich ſchien ihr das Unternehmen. Gregor fand aber in dem, was Andere ohne Erfolg verſucht, keinen Maßſtab für ſein Vermögen. Er verbot die Prieſterehe unbedingt, und bedrohte ſelbſt diejenigen mit dem Banne, die eines verehlichten Prieſters Meſſe hören würden. Die Gährung und die Widerſetzlichkeit war faſt allgemein in Italien, in Frankreich und Deutſchland, und es kam zum Aufſtand und inneren Kriege, wo ſchreckliche Gewaltthätigkeit verübt und Blut vergoſſen ward. Gregor ließ unbewegt den Sturm vorüberziehen, und beſtand mit gleicher Beharrlichkeit auf der Vollziehung des Beſchluſſes.

Erzwungene Eheloſigkeit iſt immer eine Sünde gegen die Natur. Sie einem ganzen Stande auferlegen, ohne Rückſicht auf Alter und Neigung, kann für die Geſellſchaft ſo gefährlich werden, als es grauſam gegen die Einzelnen iſt, die man ſo ungerechter Vorſchrift unterwirft. Freiwillige Eheloſigkeit dagegen, auch das läßt ſich nicht beſtreiten, kann unter

gewiſſen Verhältniſſen eine Tugend und, edler Beſtrebungen für die Geſellſchaft wegen, verdienſtlich ſeyn. Es gibt keine Gründe, aus denen ſogar ein Stand ſich nicht zu ihr verpflichten dürfte, wird nur dabei auf Alter und Beruf mit nöthiger Vorſicht Bedacht genommen. Wer einem höhern Zwecke, ſey es der Wiſſenſchaft, der Religion oder dem Staate, ausſchließlich leben will, darf ihm ſeine Neigungen, Genüſſe und Bequemlichkeiten, nur keine Verbindlichkeit gegen Andere opfern. Beſtimmt zum ehelosen Stande eine freiwillig übernommene Pflicht, deren Erfüllung er erleichtert, und nicht ein Vortheil, der damit verbunden iſt, dann läßt ſich auch erwarten, daß nur Berufene ſich zu ihm entſchließen.

Zufolge der Anſicht des Papſtes Gregor über Simonie war (1074) durch eine Synode zu Rom beſchloſſen worden, daß, wer immer ein Bisthum oder eine Abtei aus weltlicher Hand empfange, weder als Biſchof noch Abt gelten, und außerdem mit dem Banne belegt ſeyn ſolle; dieſelbe Strafe ward gegen den Kaiſer und jeden weltlichen Fürſten erkannt, der dieſe Belehnung vornehmen würde. Heinrich ließ ſich durch das Benehmen des Papſtes nicht ſtören, ſondern verfuhr wie früher mit den geiſtlichen Würden im Reiche, die für ihn und ſeine Günſt-

linge eine Quelle reicher Einkünfte geworden waren. Da entſetzte Gregor (1075) die Biſchöfe von Speier, Bamberg und Straßburg und den Erzbiſchof von Bremen, die ihre Aemter von dem Könige gekauft haben ſollten, und ſprach den Bann über fünf von deſſen Räthen aus, die dafür galten, daß ſie ſich aus dem Handel mit geiſtlichen Würden ein beſonderes Geſchäft machten. Heinrich ging unbekümmert ſeinen Weg, aber mehr aus Leichtſinn als aus Feſtigkeit. Da lud Gregor ihn noch am Schluſſe deſſelben Jahres (1075) auf die nächſte Faſtenzeit perſönlich nach Rom, um ſich über die gegen ihn vorgebrachten Anklagen zu rechtfertigen; würde er nicht erſcheinen, dann träfe auch ihn der Bann.

Bei den Neueren findet man manchmal glücklich in Worten ausgedrückt, was die Alten ſchon nicht weniger glücklich gethan. Danton, einer der Helden der Revolution, in der das Unwahrſcheinlichſte wahr geworden, empfahl zu ihrem Erfolge Verwegenheit, wieder Verwegenheit und immer Verwegenheit. Saint-Juſt, der ſich nicht weniger darauf verſtand, ſagte: „Nur immer gewagt! Das iſt die ganze Politik der Revolution.“ Es iſt auch mehr als die Hälfte der Politik bei jeder gefährlichen Unternehmung. Was die Menſchen in Erſtaunen

ſetzt, das hilft ſie unterjochen. Dieſelben Leidenſchaften ſind immer die Hebel groſſer Unternehmungen geweſen. Die Individuen wechſeln; die Gattung bleibt ſich gleich. Die Sprachen ſind verſchieden; doch, was ſie auszudrücken haben, iſt immer und allenthalben ſo ziemlich daſſelbe.

Heinrich ward wirklich in Bann gethan, und der Papſt lud die Fürſten Deutſchlands ein, zu einer neuen Königswahl zu ſchreiten. Zu dieſem Ende verſammelten ſie ſich auch zu Tribur und faßten den Entſchluß, daß Heinrich der Regierung entſagen müſſe, bis er wieder in den Schoß der Kirche aufgenommen ſey; und wenn dies nicht in Jahresfriſt geſchehe, ſolle er keine Anſprüche mehr auf die deutſche Krone haben. Heinrich war betäubt, rathlos; ſeine Freunde, die nur Freunde des Glücks geweſen, hatten ihn verlaſſen, die Unverſchämteſten offen ohne Scham, die mehr auf Anſtand und äuſſere Schicklichkeit hielten, heimlich und unter mancherlei Vorwand. In dieſer Lage faßte der König zu Speier, wohin er durch die Fürſtenverſammlung verwieſen worden war, den Entſchluß, nach Rom zu gehen, ſich dem päpſtlichen Gerichte zu ſtellen und von Gregor ſeine Losſprechung zu erbitten. So werth war ihm der Thron, daß er zu deſſen Erhal=

tung das Aeußerſte ertragen wollte. Noch im Winter trat er mit ſeiner Gemahlin und ſeinem jungen Sohne den beſchwerlichen Weg an, ohne Bedeckung, ohne Geleit, nicht wie ein Fürſt, ſondern in ſo dürftigem Zuſtande, daß er ſich zur Aufbringung kleiner Summen für die Reiſe an alte Freunde, die ihm ihr ganzes Glück verdankten, und an die meiſten vergebens, wendete. Unter tauſend Beſchwerden und Gefahren kam er in die Lombardei. Bei des Königs Namen ſammelten ſich alle zahlreichen Feinde des Papſtes, der gerade in Italien oft am wenigſten Einfluß und Anſehen hatte, und boten dem Bedrängten ihren Beiſtand an. Aber den König, der ſich ſelbſt nicht helfen konnte, rettete fremde Hülfe nicht. Schon in Deutſchland, wo er ſo viele Wohlgeſinnte und beſonders die rheiniſchen Städte für ſich hatte, war es nur aufgegeben worden, weil man ſah, er ſelbſt habe ſich aufgegeben.

Gregor befand ſich gerade auf dem Schloſſe zu Canoſſa, das der Markgräfin Mathilde von Toscana angehörte. Heinrich ſchickte dahin, um ſich die Erlaubniß zu erbitten, vor dem Papſte zu erſcheinen. Dieſer gab ſie ungern und nach langem Widerſtreben. Der König kam. Es war im Januar und die Kälte ungewöhnlich ſtreng. Im Hofe

des Schloſſes eingetroffen, mußte Heinrich ſeine Begleitung entlaſſen, den königlichen Schmuck ablegen, im wollenen Bußgewande mit bloßen Füßen vom Morgen bis zum Abend ohne Nahrung warten. Drei Tage wurde dieſer Auftritt wiederholt, ohne die Geduld des Königs zu ermüden, oder einen Funken edlen Zornes in ſeinem Gemüthe zu entzünden.

Das nun iſt der klägliche Aufzug voll Erbarmens in dem Schloßhofe von Canoſſa, der in unſerer Geſchichte ſo reichen Stoff zu Declamationen gegeben hat. Einem rechten Manne hätte Gregor ſolche Erniedrigung ſchwerlich angeſonnen, am wenigſten, wenn der Mann ein deutſcher König war. Liebt man den harten Prieſter nicht, der im Uebermuthe ſolch ſchimpfliche Behandlung befahl, dann kann man noch weniger den Mann und Kaiſer achten, der ſich ihr in Demuth unterzog. Auch das Chriſtenthum legt einem edlen Gemüthe die Verbindlichkeit nicht auf, eine Schande, die es erleben mußte, zu überleben; aber ein rechter Mann hätte ſie nicht erlebt. Heinrich's Vater war ein frommer Herr, der ſich zur Buße von einem Prieſter geißeln ließ; doch ſetzte er, bei aller Frömmigkeit und Gottesfurcht, die Statthalter Gottes ab und ein. Sein Sohn beſaß dieſelbe Macht, wie er; was

aber iſt alle Macht für die Schwäche, die ſich ihrer nicht zu bedienen weiß?

Gregor nahm den Bann von dem König, jedoch unter der Bedingung, „daß er ſich vor einer Verſammlung der deutſchen Fürſten zu Verantwortung und Urtheil ſtellen ſolle; werde er von dieſer in das Reich wieder eingeſetzt, dann müſſe er ſich verpflichten, dem Papſte gehorſam zu ſeyn, und ihn in der Kirchenverbeſſerung nach Kräften zu unterſtützen. Komme er dem nicht nach, dann ſey auch die Losſprechung als nichtig anzuſehen.“ Darauf hielt Gregor eine Meſſe, rief, im Angeſichte des verſammelten Volkes, den König vor den Altar und ſprach, die Hoſtie in der Hand, zu demſelben: „Von Dir und den Deinigen ward ich beſchuldigt, auf den Stuhl des heiligen Peters durch Simonie gelangt zu ſeyn, und mein Leben durch Verbrechen befleckt zu haben, die mich der Weihung unfähig und des Biſthums unwürdig machen. Hier iſt der Leib des Herrn, den ich zum Beweiſe meiner Unſchuld nehme. So möge der allmächtige Gott mich von dem Verdachte der angeſchuldigten Verbrechen reinigen, oder mich durch augenblicklichen Tod ſtrafen, wenn ich ſchuldig bin.“ Bei dieſen Worten brach er die Hoſtie und nahm die eine Hälfte. „Auch du

mein Sohn," fuhr er dann fort, „biſt der ſchwärzeſten Thaten und der abſcheulichſten Verbrechen angeklagt. Alles Menſchenurtheil iſt unſicher. Fühlſt du dich unſchuldig, wie ich mich unſchuldig weiß, dann thue ein Gleiches, damit Gott dich in den Augen der Menſchen reinige," und ſo hielt er dem Könige die andere Hälfte der Hoſtie hin. Heinrich war überraſcht, ſchien einige Zeit zu überlegen, wagte aber nicht, das Gottesurtheil zu beſtehen. Das machte einen tiefen, dem Könige ſehr ungünſtigen Eindruck. Es hatte ſich gar Vieles vereinigt, ihm den Sieg zu verſchaffen: das alte Herkommen und Recht, nach dem der Papſt von dem Kaiſer abhängig geweſen; der Haß eines großen Theils der Geiſtlichkeit, den Gregor, ſeiner ſtrengen Sitten und beſonders des Verbots der Prieſterehe wegen, auf ſich geladen hatte; die Abneigung der Italiener und vornehmlich der Römer gegen ihn, und die treue Anhänglichkeit, die Heinrich bei einer großen Anzahl von Deutſchen und vor Allen bei den Rheinländern fand. Da er verlaſſen und entblößt im ſtrengen Winter über die Alpen zog, um ſich die Losſprechung vom Banne zu erflehen, begriff man in der Lombardei die Möglichkeit dieſes Ereigniſſes ſo wenig, daß vielmehr der Glaube allgemein war, Heinrich komme,

nach dem Beiſpiele ſeiner Väter, um den Papſt zu züchtigen und abzuſetzen, und die Italiener boten ihm zu dieſem Zwecke ihren Beiſtand an. Was Heinrich ins Verderben ſtürzte, war ſeine Charakterſchwäche, ſeine Unzuverläſſigkeit, die Jeden warnte, ſein Schickſal dem des Königs anzuſchließen, und ſeine Unſittlichkeit.

Die Sittlichkeit übt eine große Macht über die Menſchen, ſelbſt in der verdorbenſten Zeit; denn keine iſt doch ſo verdorben, daß ſie die Tugend nicht achtete, wenn ſie ihr auch nicht folgen mag. Immer bleibt ihr der Sieg, daß ſogar die, welche ihrer ſpotten, im Stillen ihr zu huldigen ſich genöthigt fühlen. Wer ſich auch der Luſt und Ausſchweifung ergeben, oder aus Eigennutz dem Teufel der Lüge verkauft, immer wird er die heldenmüthige Entſagung der Tugend und die Göttlichkeit der Wahrheit anerkennen. Darum räth auch Machiavelli, der die Lehren der Tyrannei in ſeinem Fürſten nur folgerecht entwickelt, damit ſie ihre eigene ſcheußliche Geſtalt wie in einem Spiegel ſehe, ſie ihr aber nicht als Vorſchrift gibt, ſelbſt den Tyrannen, in ihrem Intereſſe den Schein der Moral und Religion zu heucheln; ſo tief weiß er die Wurzeln derſelben mit der menſchlichen Natur verwachſen, daß ſie keine Macht der Erde in der Bruſt zu zerſtören vermag.

Man könnte Heinrich IV. damit entſchuldigen wollen, daß ſchlechte Führer im zarten Alter die Quelle ſeines ſittlichen Lebens vergiftet haben. Aber alles Böſe wie alles Gute in der Welt hat ſeinen zureichenden Grund, die Vortrefflichkeit nicht weniger, als die Erbärmlichkeit. Gewalt verführt zu Gewaltthat, Noth zum Verbrechen, das ihr abhilft, heißes Blut zu Leidenſchaftlichkeit. Jede That hat ihre bewegenden Gründe, die ihr vorausgegangen ſind und zu ihr geleitet haben: angeborne Anlage, Erziehung, Unterricht, Verhältniſſe, Gelegenheit, kurz das ganze frühere Leben, das uns mit tauſend Banden umſtrickt hält. Welcher Menſch thäte übrigens das Böſe des Böſen wegen, den Schaden einzig um zu ſchaden? Ein ſolches Ungeheuer gibt es nicht; und fände es ſich doch als eine Mißgeburt unſeres Geſchlechts, dann müßte es die Natur geſchaffen haben, wie ſie Hyänen und Tiger ſchafft. Die Geſchichte, wie der äußere Gerichtshof, zu dem ſie gehört, hat es mit der Handlung, nicht mit der Schuld zu thun. Die moraliſche Zurechnung geht ſie nichts an; ſie bleibt dem innern Richter, oder dem ewigen, der nicht nur weiß, was, ſondern auch, warum es geſchehen iſt, vorbehalten. Vor dieſem Richter kann das Leben eines Dummkopfs ſo ver-

dienſtlich, wie das eines ſchöpferiſchen Geiſtes, das Leben eines Raubmörders ſo unſchuldig, wie das eines frommen Klausners ſeyn. Aber die Geſchichte und jede äußere Gerechtigkeit richtet die That und ihre nächſten Folgen, nicht aber die Beweggründe, aus denen die That geſchehen iſt. Das Gute und Nützliche will ſie fördern und anerkennen, vor dem Böſen waren, von ihm abſchrecken und gegen das Schädliche verwahren. Hätte nun auch der Menſch keinen freien Willen, dann thäten doch die Geſchichte und der äußere Gerichtshof, im Falle ſie nach beſtem Wiſſen und Gewiſſen richten, was ihres Amtes iſt. Sie wirken auf die That, indem ſie auf die Motive wirken, durch welche die That erzeugt wird. Lob und Tadel, Lohn und Strafe legen in die Wagſchale für das Gute, Nützliche, Edle und Große gegen das Böſe, Schädliche, Nichtswürdige und Erbärmliche ein Gewicht, das für jenes gegen dieſes den Ausſchlag geben kann.

Verändert die Verhältniſſe eines Menſchen, und ihr verändert die Weiſe und den Inhalt ſeines ganzen Lebens. Verſetzt ihn unter ein andres Volk, in ein andres Jahrhundert, unter einen andern Himmelsſtrich, verwechſelt nur ſeinen Stand und die Lage ſeiner Eltern, und ihr habt einen ganz ande-

ren Menſchen, mit einem andern Glauben, andern Anſichten und Meinungen, einem andern Berufe. Nehmt ihm, was ihm durch ſeine Organiſation, Erziehung, Bildung, Unterricht, Umgebung und Lage gegeben iſt, und berechnet, was ihm dann noch eigenthümlich bleibt! Dieſe Betrachtung ſoll uns nicht herabwürdigen und demüthigen, ſondern beſcheiden und nachſichtig machen; ſie könnte und ſollte den herriſchen Ton etwas mildern, in dem Geſchichtſchreiber und Kritiker, von der Höhe ihres Richterſtuhls herab, Völker, Menſchen und ihre Werke richten; und oft welche Geſchichtſchreiber und Kritiker! Ihr dürft als eine unbeſtreitbare Wahrheit, als eine Regel annehmen, die ohne Ausnahme gilt: die Beſchränktheit iſt am ſchnellſten mit ihrem abſprechenden Urtheil fertig, das ſie auch am ſtrengſten fällt, und die Unwiſſenheit mit Bewunderung und Verachtung, Lob und Tadel am freigebigſten. Die Mittelmäßigkeit und Gemeinheit findet bei ihren Zeitgenoſſen leichter Nachſicht, als Größe Anerkennung. Man verſteht ſeines Gleichen am beſten und läßt ihnen einen Theil der Schonung angedeihen, die man für ſich in Anſpruch nimmt. Iſt nur das Urtheil durch ſeines Gleichen gerecht, darf man ſich dann wundern, daß die wahre Größe und das wahre Ver-

dienſt oft ſo lange vergebens auf einen competenten Richter wartet?

Es iſt belehrend, zu betrachten, mit welchen Gründen damals die Kirche ihre Sache verfochten hat, und nichts ſchildert treffender den Charakter jener Zeit. Die Päpſte betrachteten ſich als die Nachfolger des heiligen Petrus, dem der Erlöſer die Schlüſſel gegeben hatte, damit er löſe und binde auf Erden wie im Himmel. Das Geiſtliche und Kirchliche, ſagte man, ſtehe über dem Weltlichen und Bürgerlichen, wie der Geiſt über dem Körper, und die Ewigkeit über der Zeit. Die Seele, das Geiſtige im Menſchen, ſein Wille, regiere ihn, nicht der Leib, und auf dieſelbe Weiſe könne nicht die geiſtige Macht ſich von der weltlichen regieren laſſen, ſondern nach des Schöpfers ewiger Ordnung ſey dieſe jener unterthan. Chriſtus ſprach: „Du biſt Petrus, und auf dieſen Felſen — tu es Petrus, et super hanc petram — will ich meine Kirche bauen, und die Pforten der Hölle ſollen ſie nicht überwältigen.“ Alles demnach, was ſich gegen die Kirche, das heißt, den römiſchen Stuhl erhebt, erhebt ſich gegen Gott und iſt von der Hölle. Dann hat die weltliche Macht es einzig mit dem Zeitlichen und Irdiſchen zu thun, die geiſtliche dagegen mit dem Ewigen und

Himmliſchen; welches Verhältniß nun iſt zwiſchen beiden? Welch ein Abſtand von der Spanne Daſeyn hier zur Unendlichkeit dort, von Freud und Leid in dieſem Leben zu den Freuden und Qualen jenſeits, die ewig ſind? Allenthalben war das Bürgerliche durch das Geiſtliche gebunden und ſo den Prieſtern mehr oder weniger in die Hand gegeben: das eheliche Verhältniß durch die prieſterliche Einſegnung, der die Kraft des Sacraments verliehen war; das tägliche Leben, nicht bloß in That und Wort, ſondern in Gedanken, Hoffnungen und Wünſchen durch die Beichte; das Verhältniß zu Gott und Ewigkeit durch die Meſſe und das Abendmahl. Der Prieſter empfing den Säugling an der Pforte des Lebens und gab ihm den Einlaß in die Welt durch die Taufe, und entließ den Sterbenden wieder an der Pforte der Ewigkeit durch die Oelung, die Vergebung der Sünden und die Mittel der Erlöſung aus dem Fegefeuer. Welche Materialien, um einen Bau zu gründen, den, wie man glauben ſollte, nichts erſchüttern könnte! Und welch entſetzliches, ödes Gefängniß ward dieſer ungeheure Bau, der von der Wiege bis zum Grabe reichte, verſtanden ſich die geiſtliche und weltliche Macht, dem Gläubigen und Unterthan die zweifachen Bande anzulegen! Indeſſen der Menſch kann viel zerſtören,

aber doch nicht die ewigen Geſetze der Natur, die ihm die Freiheit ſeines Geiſtes ſichern. Keine Art von Sklaverei wird allgemein und ewig, weil jede Tyrannei die ihr unterworfene Kraft, demnach die Mittel ihrer Erhaltung und Vertheidigung, alſo endlich ſich ſelbſt zerſtört.

Wenn, wie in dieſem Kampfe der geiſtlichen Gewalt gegen die weltliche, Gleichniſſe und Aehnlichkeiten für Beweiſe gelten, dann kann es daran nicht fehlen. Beſonders lieferte ſolche das alte Teſtament, das von jeher alle chriſtlichen Secten und Parteien zum Zeughauſe machten, in dem ſie für und gegen dieſelbe Meinung Waffen fanden. Der Unſinn bewies durch daſſelbe ſo gut Unſinniges als der Verſtand Verſtändiges. So verarbeitet der Geſunde dieſelbe Speiſe zur Nahrung für ſeine Geſundheit, und der Kranke für ſeine Krankheit.

Ueber das Verhältniß der geiſtlichen Macht zur weltlichen, wie die eifrigen Vertheidiger der Kirche es ſich dachten, hat ſich Gregor ſelbſt in einem Schreiben an einen Prälaten am beſtimmteſten und faßlichſten ausgeſprochen. In demſelben ſagt er: „Soll die Fürſtenwürde, die von Weltlichen und ſolchen, die Gott nicht kannten, erfunden worden, der Prieſterwürde nicht unterworfen ſeyn, welche Got-

tes allmächtige Vorſehung zu ihrer Ehre erfunden und aus Barmherzigkeit der Welt geſchenkt hat? Gottes Sohn hat das weltliche Königthum, deſſen die Kinder der Welt ſich rühmen, verachtet, und iſt freiwillig zum Prieſterthum des Kreuzes herunter-geſtiegen. Wer weiß nicht, daß Könige und Für-ſten einen Anfang genommen, daß ſie Gott verken-nend durch Stolz, Raub, Treuloſigkeit und Mord, endlich durch alle Verbrechen, auf Anreiz des Teu-fels, der dieſer Welt Fürſt iſt, über ihres Gleichen, die übrigen Menſchen, in blinder Gier und unerſätt-licher Frechheit zu herrſchen ſich angemaßt haben? Wenn ſie die Prieſter des Herrn nöthigen wollen, ſich vor ihnen zu beugen, ſo können ſie mit Nie-mand richtiger verglichen werden, als mit dem, der das Haupt iſt aller Söhne des Stolzes, und der den Hohenprieſter, das Haupt der Prieſterſchaft, den Sohn des Allerhöchſten verſuchend, und alle Reiche der Welt ihm verſprechend, geſagt hat: das alles will ich dir geben, wenn du niederfällſt und mich anbeteſt! Wer kann überhaupt zweifeln, daß Chriſti Prieſter für die Herren und Väter der Könige und Fürſten und aller Gläubigen gehalten werden müſ-ſen? Iſt es nicht klägliche Thorheit, wenn der Va-ter den Sohn, der Schüler den Lehrer zu unterwer-

ſen trachtet, und wenn Jemand Den unter ungerechten Verpflichtungen unter ſeine Macht beugen will, von dem er nicht nur auf Erden, ſondern auch im Himmel gebunden und gelöſt zu werden glaubt? Auch bezeugt der heilige Ambroſius in ſeinen Schriften, daß das Gold nicht um ſo viel koſtbarer denn Blei, als das Prieſterthum höher als das Königthum ſey. Welcher auch nur ſchwach Unterrichtete ſollte alſo Bedenken tragen, die Prieſter den Königen vorzuziehen? Und wenn nun die Könige ihrer Sünden wegen von Prieſtern gerichtet werden müſſen, von welchem mit größerem Rechte als von dem römiſchen Biſchofe? Ueberhaupt ziemt es ſich weit eher, alle gute Chriſten, als ſchlechte Fürſten, Könige zu nennen. Denn jene regieren ſich ſelbſt, indem ſie Gottes Ruhm ſuchen; dieſe ſuchen nicht das, was Gottes, ſondern das, was ihre iſt, und feind gegen ſich ſelber, unterdrücken ſie Andere. Jene ſind die wahren Könige Chriſti, dieſe aber ſind der Leib des Teufels; jene regieren ſich ſelbſt, um mit ihrem wahrhaften Kaiſer ewig zu herrſchen, die Macht dieſer aber bewirkt, daß ſie mit dem Fürſten der Finſterniß, der ein König iſt über alle Söhne des Stolzes, endlich in ewiger Verdammniß zu Grunde gehen. Denn wir wiſſen, daß Ruhm und

Sorge dieſer Welt diejenigen, welche herrſchen, zur Ueberhebung zu verleiten pflegt, indem ſie in Vergeſſenheit der Demuth den eignen Ruhm ſuchen und über ihrem Bruder zu ſtehen ſtreben. Daher ſcheint es vorzüglich Kaiſern und Königen nützlich, wenn ihr nach dem Hohen gerichteter Geiſt Anlaß findet ſich zu demüthigen, und einzuſehen, daß ſie, ſtatt ſich zu freuen, ſich fürchten ſollten. Sorgfältig ſollen ſie bedenken, wie gefährlich und wahrhaft erſchrecklich die kaiſerliche und königliche Würde iſt, in der ſo wenige ſelig werden, und in welcher ſelbſt die, welche durch Gottes Erbarmniß zum Heil gelangen, nicht ſo wie viele Arme durch das Urtheil des heil. Geiſtes in der Kirche verherrlicht werden."

Viele Schriftſteller haben ſich damit beſchäftigt, das Recht des Staates oder das der Kirche durchzuführen, die gegenſeitigen Anſprüche auf die Herrſchaft zu beweiſen, und ſie bald jenem, bald dieſer freigebig zuzuſprechen. Es mag indeſſen oft ſo gefährlich und faſt eben ſo gleichgültig ſeyn, den Quellen der Gewalt, als denen des Nils nachzuſpüren. Handel und Verkehr werden ſo wenig Vortheil aus der Kenntniß dieſer, als Geſetzgebung und Staatskunſt aus der Kenntniß jener ziehen. Die Hauptſache bleibt wohl, daß die Gewäſſer der Ströme das Land be-

fruchten, durch Canäle zweckmäßig vertheilt und geleitet Segen und Wohlſtand verbreiten, und, durch Dämme in Schranken gehalten, nicht verheerend übertreten. Die Völker und die Geſchichte vergeben leicht dem guten Gebrauche, den ein Gewalthaber von ſeiner Gewalt macht, die nicht ganz gute Art, wie er ſie erworben, da ſie eine ſchlechte Regierung nicht leicht vergeben, mag der Regent auch auf die beſte Art dazu gelangt ſeyn.

Man hätte vermuthen ſollen, der Kampf würde der geiſtlichen Macht gegen die weltliche leichter werden, und der Sieg ſich für ſie entſcheiden. Die Geiſtlichkeit war an Grundvermögen vielleicht ſo reich als die weltlichen Herren, und überdies im Beſitze aller Wiſſenſchaft und Kenntniß, und ſo auch der einflußreichen Stellen und Geſchäfte, zu denen ſie erfordert wird. Der Standesgeiſt mußte die Geiſtlichkeit noch enger verbinden als den Adel; die Kirche bildete weit mehr ein geſchloſſenes und abgerundetes Ganzes als der Staat, und die Glieder derſelben übten einen größern Einfluß auf die Geſellſchaft als die weltlichen Beamten und Angeſtellten. Im Reiche der Meinung und des Glaubens, das man für ſo bedeutend hält, herrſchte der Prieſter faſt unumſchränkt. War die Geiſtlichkeit getheilt, und mit ih-

rem Oberhaupte wegen deſſen ſteigender Anmaßung und des Verbots der Prieſterehe im Streite, dann war der Adel nicht einiger, und gegen die Majeſtät der Könige noch mehr im Aufſtande. Wahr iſt dagegen, daß, wenn die Gegenkaiſer das kaiſerliche Anſehen ſchwächten, die Gegenpäpſte dem päpſtlichen noch größeren Schaden brachten. Die kaiſerliche Macht, als eine weltliche, gründete ſich mehr auf phyſiſche Ueberlegenheit, und der Kampf eines Kaiſers gegen einen Kaiſer konnte als ein Krieg betrachtet werden, den, wie jeden andern, das Waffenglück entſchied. Anders verhielt es ſich mit der Macht des Papſtes, die, als eine moraliſche, ſich auf Meinung und Glauben gründete. Welches Vertrauen auf die Kirche konnte aber beſtehen, wenn die Päpſte ſich gegenſeitig verfluchten und in Bann thaten, ſich der abſcheulichſten Verbrechen und Laſter beſchuldigten, und die Geiſtlichkeit ſich in Parteien ſpaltete, von denen die eine die andere zu zerſtören ſuchte? Die Gegenkaiſer haben die kaiſerliche Majeſtät, die Gegenpäpſte aber das päpſtliche Anſehen noch mehr heruntergebracht. Beide ſind traurige Erſcheinungen, welche die Verkehrtheit des Menſchen bezeugen, der kein Bedenken trägt, ein Gut, nach dem er ſelbſt ſtrebt, zu zerſtückeln und zu entweihen, um ein her-

abgewürdigtes Bruchſtück von einem ſonſt geachteten Ganzen an ſich zu reißen, das er einem Andern nicht gönnt. Das eben iſt der böſe Geiſt der Selbſtſucht und des Eigennutzes, der alles Gemeinheitliche, Vaterländiſche und Standesmäßige vernichtet, und nichts Großes aufkommen läßt. War der päpſtliche Stuhl hier im Nachtheil, dann hatte er dagegen wieder mehrere Vortheile für ſich. Die römiſche Politik zeigte eine größere Feſtigkeit und Gewandtheit, als die der Höfe, und blieb ſich auch gleicher, denſelben Zweck mit ſelten unterbrochener Beharrlichkeit verfolgend; was ſie der Verfaſſung und der Art der Beſetzung des heiligen Stuhls verdankte. Die Mönche, beſſer organiſirt und disciplinirt als damals die Lohntruppen, verſprachen auch wirkſamere Dienſte. Doch blieb der weltlichen Macht der Sieg; ein Beweis, daß in des Menſchen Streben und Wirken das Weltliche und Zeitliche von größerer Bedeutung iſt, als das Geiſtliche und Ewige, und daß die Fauſt ihre Beſtimmungs- und Entſcheidungsgründe kräftiger als die Dialektik und Polemik führt.

Selbſt Gregor's Triumph über Heinrich war von keiner Dauer. Der König fand in ſeinem raſch wechſelnden Leben wieder Mittel, die Großen, und mit ihnen ein Heer um ſich zu ſammeln. Er

ging mit überlegener Macht auf Rom los, ſetzte Gregor VII. in Clemens III. einen Gegenpapſt, und erwarb mit dem Siege ſich das Recht. Gregor entfloh und ſtarb bald nachher von Rom entfernt, das ſich in der Gewalt ſeines Gegners befand. Dem Tode nahe, ſprach er die Worte: „Auf meine Werke lege ich keinen Werth; aber ſo viel iſt wahr, daß ich ſtets ein Freund der Gerechtigkeit, ein Feind des Unrechts geweſen bin. Darum ſterbe ich auch in der Verbannung.“ Eine ſeltſame Betrachtung, merkwürdig in dem Munde eines Papſtes! Erinnert ſie nicht an die Klage, mit der Brutus aus dem Leben ging: „Tugend, du biſt nur ein Phantom?“

Der Papſt Gregor war todt, aber ſein Werk überlebte ihn, der Geiſt nämlich, den er in die Inſtitution des Papſtthums gelegt. Andere nach ihm ſetzten fort, was er begonnen hatte; und ſo lange die Zeit ihm günſtig war, erhielt es ſich auch mit geringer Kraft. Dann ſank und fiel das Papſtthum, wie alles ſinkt und fällt, und eine ihm zugemeſſene Periode hat zum Entſtehen, Aufblühen und Vergehen. Die Stimmung der Zeit hatte das Papſtthum gehoben, die veränderte Stimmung der Zeit hat es fallen laſſen. Der Geiſt iſt aus der Hülle

weggezogen; was man zurückbeſchwören will, iſt ſein Geſpenſt. Es ſind die Todten nie wieder auf- geſtanden.

Man hat gefragt, was Europa wohl erſprießli- cher geweſen wäre, der Sieg der geiſtlichen oder der weltlichen Macht. Die Beantwortung dieſer Frage iſt eine müßige Erörterung von Möglichkeiten und Unterſtellungen für und gegen, bei der am Ende leicht zu finden iſt, was man ſucht. Ich erlaube mir das Gedankenſpiel auf einen Augenblick, ohne etwas andres dabei zu ſuchen, als die Wahrheit, wie ich ſie zu finden fähig bin. Betrachte ich den damaligen Zuſtand des Volkes, dann ſcheint es mir, als ſey er unter der Herrſchaft des raubſüchtigen und ſtreitluſtigen Adels nicht beneidenswerth gewe- ſen. Wer von den Siegern durch den Sieg gewon- nen, das iſt nicht die Frage, denn dem Sieger fiel die Beute heim, die Beute aber war das Volk. Alles wohl erwogen, mochte dieſes der Meinung ſeyn, der Krummſtab treffe nicht ſo hart und ſcharf, wie das Schwert. Die Geiſtlichkeit hatte doch etwas von der Milde und der Gleichſtellung der Menſchen vor Gott, die das Chriſtenthum als ſein erſtes Ge- bot befiehlt, wenn ſie auch dieſes Gebot nicht ſehr ängſtlich zu befolgen befliſſen war. Dann bildete

die Kirche keinen begünſtigten Stand durch die Geburt, und die Vorrechte erbten ſich nicht in gewiſſen Familien von den Eltern auf die Kinder fort. Die Bürgerlichen, die in den Dienſt der Kirche traten, — und ſolche mußte ſie zur Ergänzung ihrer Diener aufnehmen — traten auch in den Genuß der Rechte und Freiheiten ihres neuen Standes. So blieb dieſer dem Volke beſtändig nahe, und nahm die Tauglicheren aus ihm in ſich auf. Man kann auch nicht bezweifeln, daß die Künſte des Friedens unter Dienern des Friedens fröhlicher als unter der Herrſchaft des Fauſtrechts bei dem Adel gediehen wären. Ruhe, geſicherter Beſitz, Betriebſamkeit und Wohlſtand ſchienen mehr das Loos des geiſtlichen als des weltlichen Regiments. Was die Nation an Kunſt und Wiſſenſchaft beſaß, war ohnedies das Eigenthum der Geiſtlichkeit, die auch allein die wenigen Mittel der Bildung bewahrte, durch die Europa ſich aus der Nacht der geiſtigen Finſterniß gerettet hat. Alle Verehrer und Freunde der Cultur und Civiliſation, die unter uns ſo zahlreich ſind, müſſen, wenn ſie anders nicht mit ſich in Widerſpruch kommen wollen, bedauern, daß der Sieg nicht einem Stande zu Theil geworden, der die Muße und alle Mittel hatte, in langem Frieden die Künſte des Friedens zu be-

günſtigen. Die Geiſtlichkeit, ſagt man freilich, ſey der Freiheit des Denkens feind, und ſtrebe nach der Herrſchaft durch Verfinſterung. Das mag gegründet ſeyn, wiewohl alle Gewaltherrſchaft ſelten eine Aufklärung will, in der ſie Gefahr für ſich zu fürchten hat. Die weltliche Macht, die den Fortſchritten des Geiſtes ſich gewogen zeigte, da ſie den Thron verherrlichten, und mit ihm gegen den geiſtlichen Einfluß im Bunde waren, iſt auch anderes Sinnes geworden, als die Aufklärung mit ihrem Lichte dem Thron unvorſichtig zu nahe kam.

Doch dieſe Erörterung von Hypotheſen, die Unterſuchung der Frage, wie es gekommen ſeyn würde, wenn es ſo, und dann wieder, wenn es anders gekommen wäre, iſt, wie geſagt, müßiges Gerede. Am meiſten beruhigt wohl der Glaube, daß unſere Welt unter allen möglichen Welten die beſte ſey. Wenigſtens läßt dieſer Optimism jeden mit der Welt und mit den Zufriedenen in ihr zufrieden. Die Lehre, das Beſtehende ſey gut, und das Gute beſtehend, iſt ſo beruhigend als bequem. Wer ſie erſonnen hat, dem iſt es ohne Zweifel gut gegangen. In dem Munde eines Braminen lautet ſie, als ein Ausdruck innerer und äußerer Behaglichkeit, etwas gemein; in dem Munde eines Paria dage-

gen könnte ſie Bewunderung, wenigſtens Verwunderung erregen.

Bliebe nur die Wahl zwiſchen der ariſtokratiſchen Vielherrſchaft der damaligen Zeit und der geiſtlichen Regierung, wie ſie ſich wahrſcheinlich geſtaltet haben würde, wenn die Kirche den Sieg davon getragen hätte, dann dürfte man ſich vielleicht für die letztere entſcheiden. Sonſt ſteht wohl der Grundſatz feſt, daß alles geiſtliche Regiment in weltlichen Dingen, wie weltliche Herrſchaft in geiſtlichen, als unnatürlich zu verwerfen ſey. Zeit und Ewigkeit, Himmel und Erde, Dieſſeits und Jenſeits ſind ſtreng geſchieden. Das geiſtliche Reich iſt ein inneres und umfaßt den Glauben, die Ueberzeugung. Die in ihm gebieten wollen, haben kein Mittel der äußeren Nöthigung, ſondern nur ſolche, die auf den Glauben und die Ueberzeugung wirken. Gründe, Beiſpiele, Ueberredung, Lehre, Unterricht. Dem weltlichen Regimente dagegen ſtehen auch weltliche Waffen zu Gebote; es iſt ein äußeres, und hat die äußeren Rechte, welche Gewalt bedroht, auch mit Gewalt zu wahren. Beide Reiche vermiſchen, heißt Ungleichartiges unnatürlich paaren, was Haß, Zwietracht, Elend, Verfolgung und Bedrückung ohne Maß erzeugt. Da muß der Himmel zum Fußſchemel irdi-

ſcher Hoheit dienen, und mit den Gütern der Ewigkeit werden zeitliche trügeriſch erkauft. Die Prieſter eines bloß inneren Dienſtes rufen die Waffen der äußern Gewalt zum Beiſtande an, und Feuer und Schwert und Kerker und Landesverweiſung ſollen den Glauben und die Ueberzeugung begründen helfen. Mit dem Ewigen wuchert das Zeitliche, und das Göttliche erniedrigt der Menſch zum Dienſte der Selbſtſucht, des Eigennutzes und jeder verwerflichen Leidenſchaft. Die geiſtliche Macht heiligt die Zwecke und Mittel der weltlichen, damit dieſe auch jener ihren Beiſtand, Richter, Soldaten, Häſcher und Henker leihe, und der ungeheure Bund bringt das Ungeheuerſte hervor, jene Doppeltyrannei, die den Leib und die Seele zugleich in Feſſeln legt, Religionskriege, Verſagung politiſcher und bürgerlicher Rechte, der Art des Gottesdienſtes wegen, Inquiſition, Bluthochzeiten und alle Gräuel, die ſich nur im Gefolge des religiöſen Fanatism's zeigen, und die alte und die neue Welt gequält und verwüſtet haben. Ein Prieſter ſoll nie mehr als Lehrer ſeyn. Was bei ihm nicht Wort und Beiſpiel wirken, bewirkt kein andres Mittel. Die Meinung wird durch keine Macht geboten, durch keine Gewalt erzwungen. Zwiſchen den Menſchen und ſeinem Schöpfer hat kein Geſchöpf

das Recht ſich gewaltthätig einzudrängen. Für ſeinen Glauben kann Niemand irgend einem, wie er ſich auch nenne, verantwortlich ſeyn. Es gibt keine fluchwürdigere Ketzerei, als der Dünkel, der ſich im ausſchließlichen Beſitze der Wahrheit glaubt, und Andersdenkende mit Gewalt dazu bekehren will. Die wahre Religion, die einzig ſeligmachende iſt die, welche die Tugend durch Wort und That, und die Wahrheit durch Gründe lehrt.

Heinrich V., der letzte Salier, war auf den Thron geſtiegen, nachdem er ſeinen alten Vater davon herabgeſtoßen. Ehe er ſich im Beſitze der Gewalt ſah, heuchelte er dem Papſte Gehorſam und Demuth, der auch ſeinen Aufſtand unterſtützte und dem Sohne half, da er dem Vater Würde und Macht raubte, und ſeine letzten Tage mit allen Kränkungen erfüllte. Heinrich V. war ein ſo dankbarer und ergebener Freund, als er ein gehorſamer Sohn geweſen. Dem Papſte vergalt er ſeinen geleiſteten Dienſt, indem er die Gewalt, die er ihm verdankte, gegen ihn ſelbſt kehrte. Es zeigt ſich gar oft in der Geſchichte, daß die Schlechten gegenſeitig Gerechtigkeit an ſich ſelbſt üben und ſich betrügen und unterdrücken, nachdem ſie zum Betruge und zur Unterdrückung Anderer verbunden waren. So fängt

ſich das Verbrechen oft in den Schlingen, die ihm ſeine eigne Verblendung legt. Wie mag man auf die Tugend und das Gewiſſen eines Verbündeten zählen, der ſich gerade durch die Verleugnung der Tugend und des Gewiſſens mit uns verbunden hat? Es iſt ein ſonderbarer Irrthum, bei dem auf die Erfüllung einer Pflicht zu zählen, deſſen Dankbarkeit wir durch die Verletzung einer Pflicht verdient zu haben glauben. Wie! wird Der redlich mit uns ſeyn, wenn es ſeinem Vortheil widerſpricht, der unredlich mit uns war, da es ſeinem Vortheil zuſagte? Heinrich V. iſt nicht beſſer als ſein Vater Heinrich IV. geweſen; doch hatte er mehr Glück. Er theilte die Schwäche des Vaters nicht, die an großen Stellen ſo hart beſtraft wird, weil ſie, wie ein neuerer Staatsmann ſich ausdrückte, Fehler begeht, die in der Politik gefährlicher ſind, als Verbrechen. Heinrich IV. war leichtſinnig, ſchwach und laſterhaft, Heinrich V. dagegen ſchlecht aus Grundſatz, wenn er nur ſeinen Zweck dadurch erreichte, gefühllos und verſtellt. Menſchen wie jener verderben gewöhnlich ſich vor Andern, Menſchen wie dieſer, immer Andere zuerſt, und ſich ſelbſt nur, wo ſie falſch gerechnet haben.

Durch die Hohenſtaufen, mit denen ein kräfti-

ges Geſchlecht auf den Thron kam, verbeſſerte ſich das Verhältniß der weltlichen Macht zur Kirche nicht. Friedrich I., der Rothbart genannt, küßte dem anmaßenden Papſte Hadrian IV., der im frühern Alter ein Bettler geweſen war, die Füße und hielt ihm die Bügel, als er von ſeinem Maulthier ſtieg. Das iſt freilich nur eine demüthigende Form, die ſich auch ein ſtarker Menſch in der Verlegenheit gefallen laſſen kann, wenn ſie ihm die Sache fördert; aber das geſchah hier nicht. Schade, daß dieſer Friedrich, mit einiger Neigung zu Willkür und gewaltthätiger Härte, die ſtarken Naturen oft eigen iſt und mit etwas romantiſchen Begriffen vom Kaiſerreiche, ſeine ſchöne Kraft an Zwecke verſchwendet hat, in denen mehr glänzender Schein als wirklicher Gehalt zu finden war! Auch er gab Deutſchland, das ihn groß machen konnte, wenn er es ſelbſt groß machen wollte, für Italien auf, das ſeinem Geſchlechte ſo verderblich ward, und ſetzte ein nahes und gewiſſes Gut ins Spiel, um ein ferneres und ungewiſſes zu gewinnen. Dem Aufkommen des Bürgerſtandes und der Entwickelung der freien Städteverfaſſung abgeneigt, verſchmähete er auch hier die Mittel ſicherer Hülfe und künftiger Größe, die ihm kaum entgehen konnten. In dieſem Punkte blieb er

hinter den tüchtigen Saliern zurück. Allerdings zeugt es ſchon für das ſeltene Talent eines Mannes, wenn er die Mittel, welche ihm die Zeit zu ſeinem Zwecke bietet, klug zu ordnen und geſchickt zu benutzen weiß, wahre Größe aber verſteht ſie ſelbſt zu ſchaffen. Jenes Talent iſt nicht ſo ſelten als das Genie, dem es gelingt, ſich zu dieſer Größe zu erheben. Seit Karl dem Großen hatte es nur einmal, in Heinrich dem Erſten, den Thron beſtiegen; aber ihm waren Zeit und Umſtände nicht wie jenem günſtig.

Die Cultur des Menſchen hat die phyſiſche Welt ſeinen Zwecken mehr oder weniger unterworfen. Die Elemente dienen ihm. Er ſtreut zu gelegener Zeit den Saamen aus, der zur reichen Erndte reift, um der Noth der Zukunft zu entgehen. Gegen den ungünſtigen, wechſelnden Einfluß der Jahreszeiten verſteht er ſich zu verwahren. Strömen und Meeren ſetzt er Dämme, daß ſie nicht verheerend übertreten. Der Sturm muß ihm die Schiffe über die Abgründe der Gewäſſer tragen, die entfernten Länder, ſtatt zu trennen, nun verbinden. Selbſt den Blitz hat er gelernt unſchädlich abzuleiten. So iſt die Natur ſeiner Einſicht und ſeinem Fleiße unterthan und zinsbar geworden. In der moraliſchen Welt ſind wir noch lange nicht ſo weit.

ges Geſchlecht auf den Thron kam, verbeſſerte ſich das Verhältniß der weltlichen Macht zur Kirche nicht. Friedrich I., der Rothbart genannt, küßte dem anmaßenden Papſte Hadrian IV., der im frühern Alter ein Bettler geweſen war, die Füße und hielt ihm die Bügel, als er von ſeinem Maulthier ſtieg. Das iſt freilich nur eine demüthigende Form, die ſich auch ein ſtarker Menſch in der Verlegenheit gefallen laſſen kann, wenn ſie ihm die Sache fördert; aber das geſchah hier nicht. Schade, daß dieſer Friedrich, mit einiger Neigung zu Willkür und gewaltthätiger Härte, die ſtarken Naturen oft eigen iſt und mit etwas romantiſchen Begriffen vom Kaiſerreiche, ſeine ſchöne Kraft an Zwecke verſchwendet hat, in denen mehr glänzender Schein als wirklicher Gehalt zu finden war! Auch er gab Deutſchland, das ihn groß machen konnte, wenn er es ſelbſt groß machen wollte, für Italien auf, das ſeinem Geſchlechte ſo verderblich ward, und ſetzte ein nahes und gewiſſes Gut ins Spiel, um ein ferneres und ungewiſſes zu gewinnen. Dem Aufkommen des Bürgerſtandes und der Entwickelung der freien Städteverfaſſung abgeneigt, verſchmähete er auch hier die Mittel ſicherer Hülfe und künftiger Größe, die ihm kaum entgehen konnten. In dieſem Punkte blieb er

hinter den tüchtigen Saliern zurück. Allerdings zeugt es ſchon für das ſeltene Talent eines Mannes, wenn er die Mittel, welche ihm die Zeit zu ſeinem Zwecke bietet, klug zu ordnen und geſchickt zu benutzen weiß, wahre Größe aber verſteht ſie ſelbſt zu ſchaffen. Jenes Talent iſt nicht ſo ſelten als das Genie, dem es gelingt, ſich zu dieſer Größe zu erheben. Seit Karl dem Großen hatte es nur einmal, in Heinrich dem Erſten, den Thron beſtiegen; aber ihm waren Zeit und Umſtände nicht wie jenem günſtig.

Die Cultur des Menſchen hat die phyſiſche Welt ſeinen Zwecken mehr oder weniger unterworfen. Die Elemente dienen ihm. Er ſtreut zu gelegener Zeit den Saamen aus, der zur reichen Erndte reift, um der Noth der Zukunft zu entgehen. Gegen den ungünſtigen, wechſelnden Einfluß der Jahreszeiten verſteht er ſich zu verwahren. Strömen und Meeren ſetzt er Dämme, daß ſie nicht verheerend übertreten. Der Sturm muß ihm die Schiffe über die Abgründe der Gewäſſer tragen, die entfernten Länder, ſtatt zu trennen, nun verbinden. Selbſt den Blitz hat er gelernt unſchädlich abzuleiten. So iſt die Natur ſeiner Einſicht und ſeinem Fleiße unterthan und zinsbar geworden. In der moraliſchen Welt ſind wir noch lange nicht ſo weit.

der greifen. Darum läßt ſich auch die Entwickelung und der Untergang der Staaten faſt mit der Beſtimmtheit vorausſagen, wie das Wachsthum und der Tod der Individuen.

Friedrich's Sohn und Nachfolger, Heinrich dem Sechſten, einem gewaltthätigen Menſchen, der auch in der Wahl ſeiner Mittel kein ängſtliches Gewiſſen zeigte, hätte die Unterwerfung der Kirche und die Geſtaltung eines kräftigen, erblichen Königthums in Deutſchland vielleicht gelingen können, wäre er nicht, durch einen frühzeitigen Tod überraſcht, daran gehindert worden. Jetzt aber beſtieg ein Mann den Stuhl des heiligen Petrus, Innocenz III., der als Papſt der Kirche ward, was ſeit Karl dem Großen kein Kaiſer dem Reiche hatte werden können. Charakter und Kenntniſſe, Feſtigkeit und Gewandtheit, Kühnheit und Verſchlagenheit eigneten ihn, eine ſchwere Rolle mit Erfolg durchzuführen; und was keine perſönliche Fähigkeit erſetzt, gab ihm das Glück. Er fand ein Zwiſchenreich nach Heinrich's VI. Tod, in Italien und in Deutſchland aufgeregte und getheilte Gemüther, widerſtrebende Intereſſen, und allenthalben ſchwache Machthaber. Auch hatte er ſo jung (im 37. Jahre) den päpſtlichen Stuhl beſtiegen, daß, wenn ihm das Schickſal

nur das gewöhnliche Maß eines Menſchenlebens gönnte, er, was er entworfen, auch vollbringen konnte. Innocenz III. hat das Papſtthum auf die höchſte Stufe von Anſehen und Macht erhoben, und den Stuhl des heiligen Peters in der That über die Throne der weltlichen Macht geſetzt. Er entſchied über das Recht auf den Kaiſerthron, und zwang die Könige, ſich ſeinem Ausſpruche zu unterwerfen. Manche Anordnungen und Inſtitutionen ſind aus dieſer Zeit bis auf die unſrige gekommen, wie die Inquiſition, zu der Innocenz den Plan entworfen hat, und die Mönchsorden der Dominicaner und Franciscaner. Er hat die katholiſche Kirche auf die Grundlagen geſtellt, die ſie jetzt noch im Weſentlichen von den übrigen chriſtlichen Confeſſionen ſcheiden, als da ſind: die Ohrenbeichte, in der Strenge, wie ſie noch behandelt wird; die Verpflichtung, die öſterliche Zeit zu halten; der Glaube an die leibliche Anweſenheit Gottes in der Hoſtie; die Aufſtellung einer einzigen Kirche, in der allein man ſelig werden könne, und die Annahme der ſieben Sacramente. Die Feſtigkeit, mit der das Werk gehalten, zeugt für den Meiſter, der es aufgerichtet. Von nun an behauptet ſich die Kirche in ihrer Oberherrlichkeit, obgleich zu Zeiten noch mit einigem Erfolg beſtritten, wenn gerade tüchtige Männer auf

dem Throne ſaßen, doch von der herrſchenden Meinung allgemein anerkannt. Indeſſen ward gerade zu einer Zeit, wo man es am wenigſten hätte erwarten ſollen, der lange Streit, von der deutſchen Kraft Jahrhunderte hindurch mit Nachtheil geführt, endlich von der franzöſiſchen Liſt mit Vortheil geendet. Im Jahre 1305 brachte Philipp der Schöne, König von Frankreich, durch Ränke einen franzöſiſchen Biſchof, unter dem Namen Clemens V., deſſen unbedingter Ergebung er ſich vorher verſichert hatte, auf den päpſtlichen Stuhl. Dieſer Papſt machte den franzöſiſchen Einfluß am römiſchen Hofe herrſchend, und verlegte endlich ſeinen Sitz ſogar nach Avignon. So ging auch hier die Frucht der Anſtrengungen des thätigen Lebens ſo vieler Männer durch einen gelungenen Staatsſtreich verloren. Was die Kraft und Klugheit Mühe gehabt faſt in einem halben Jahrtauſende aufzuführen, zerſtörte der liſtige Betrug in einem Augenblick. Auch daran erkennt man die Angelegenheiten dieſer Welt und die Gebrechlichkeit alles Menſchlichen!

Es lag in der Natur der Dinge, daß die päpſtliche Macht, die ihre höchſte Stufe erreicht hatte — nur früher oder ſpäter — wieder fiel; und ihr Fall erregte und verdiente auch kein Bedauern. Da die

Kirche, noch ſchwach und arm, des Beiſtandes bedurfte und fremden Druck fühlte, predigte ſie Wohlthätigkeit, Schonung, Milde und Enthaltſamkeit, und übte auch, in ihrer Ohnmacht und Dürftigkeit, was ſie lehrte. In ihrer Unterdrückung war ſie für die Freiheit und gegen Härte und Willkür, wie alle Unterdrückten, bis ſie ſelbſt mächtig genug zum Unterdrücken ward. Da that ſie, was ſie verdammt hatte, und die veränderte Lage brachte eine Veränderung der Denk- und Handlungsweiſe hervor. Zu Reichthum und Macht gelangt, mißbrauchte ſie die Güter, die ihr in vollem Maße zugefallen waren. Durch die Entartung der Nachkommen ging wieder verloren, was die Tugend der Vorfahren erworben hatte; und dieſe Entartung war die Folge des reichen Erwerbes. Ueberfluß erzeugt gern Müßiggang und Schwelgerei, wie Gewalt Gewaltthätigkeit. So zerſtört ſich, im ſteten Kreislaufe der Dinge, alles ſelbſt, und die Frucht, die zur Reiſe gelangt iſt, löſet ſich von der Pflanze ab, die ſie hervorgebracht. Wendete man die Mittel, die erworben haben, auch zum Erhalten an, dann freilich würden die Schöpfungen des Menſchen von längerer Dauer ſeyn. Aber anders wird ein Gut betrachtet, nach dem man ſtrebt, anders das, welches man beſitzt. Anders behandelt

es der, deſſen Anſtrengungen es verdienen mußten, anders der, dem es verdienſtlos zugefallen iſt. Die Kirche im Ueberfluſſe ſetzte ihren Gelüſten keine Schranken. Von dem Papſtthum, als dem Haupte derſelben, verbreitete ſich das Verderben auf die übrigen Glieder, die es davor hätte bewahren ſollen. In Rom, dem Sitze der Macht und des Reichthums, ſeit Innocenz III., war auch der Sitz der frechſten Willkür und Sittenloſigkeit. Es war ſo verdorben, als ein aſiatiſcher Hof, und die Legaten des Papſtes durchzogen die chriſtliche Welt, wie die Proconſulen einſt die altrömiſche, und ließen, wo ſie hinkamen, nur Spuren der Gewaltthat, der Habſucht und Ausgelaſſenheit zurück. Was man ſonſt auch Gutes oder Böſes von dem römiſchen Stuhle ſagen mag — und man kann deſſen viel von ihm ſagen, wie faſt von allem, was auf die Welt tiefgreifend, erſchütternd wirkt, — kein Unbefangener wird leugnen, daß er um die Völker des Abendlandes große Verdienſte hatte. Mit voller Ueberzeugung treten wir darum dem Ausſpruche eines Mannes bei, der weder der Parteilichkeit, noch des Mangels an Einſicht verdächtig iſt. „Die kirchlichen Geſetze Roms," ſagt Herder, „gingen am Ende doch darauf hinaus, den ſchweren Scepter in einen ſanfteren Hir=

tenſtab, und das barbariſche Herkommen heidniſcher Nationen mehr und mehr in ein milderes Chriſtenrecht zu verwandeln. Wenn die Ausbreitung des Chriſtenthums an ſich ein Verdienſt iſt, dann hat der Oberhirte in Rom ſich dieſes im hohen Grade erworben. England und der größte Theil von Deutſchland, die nordiſchen Königreiche, Polen, Ungarn, ſind durch ſeine Geſandtſchaften und Anſtalten chriſtliche Reiche; ja daß Europa nicht von Hunnen, Sarazenen, Tataren, Türken, Mogolen, vielleicht auf immer verſchlungen worden, iſt mit andern auch ſein Werk.“

Dritter Abſchnitt.

Culturſtand.

Es würde ſchwer ſeyn, den Culturſtand eines Volkes in einem Zeitraum von faſt fünf Jahrhunderten, ſeinem ganzen Umfange nach und mit allen Abweichungen und wechſelnden Verſchiedenheiten, in einem bloßen Entwurfe von ſo geringem Umfange, wie unſere Arbeit iſt, darzuſtellen. Das liegt aber auch nicht in unſerer Abſicht; vielmehr ſchränken wir uns darauf ein, das Gemälde der Sitten und Bildung jener Zeit in einigen Grundzügen zu entwerfen, und nur die bedeutendſten Momente herauszuheben.

Ueber Cultur, Civiliſation, die Fortſchritte des menſchlichen Geiſtes und Bildung überhaupt iſt gar viel geſchrieben worden. Faſt Alle, einige Sonderlinge ausgenommen, vereinigen ſich in ihrem Lobe und erkennen die wichtigen Vortheile an, die ihnen das menſchliche Geſchlecht verdankt. Indeſſen geht es auch dieſen Worten, wie den meiſten, die viel

und oft gebraucht werden; man weiß ſich von dem Begriffe, der damit zu verbinden iſt, keine ſtrenge Rechenſchaft zu geben. Was iſt denn eigentlich Cultur, und in wie weit verdient ſie ein Gut, ein Vorzug genannt zu werden? Die Griechen und Römer hießen alle nicht griechiſche und römiſche Völker Barbaren. Wenn die Engländer und Franzoſen ſich gegen andere Völker beſcheidener ausdrücken, dann denken ſie doch im Grunde von ihnen nicht viel beſſer. Selbſt die Deutſchen, die ihre Nationalität ſonſt nicht zu übertreiben pflegen, bleiben doch in der Vorſtellung von ihrem eigenen Werthe hinter keiner Nation zurück. Beſonders haben ſie in ihren Ehren- und Jubeljahren der zweiten Dekade des gegenwärtigen Jahrhunderts ihren Heerſchild mit großem Selbſtgefühle herausgeſtellt. Das iſt menſchlich und ſo ziemlich in der Art aller Völker und Individuen, die von andern ſich wohl an Glück, doch nicht an guten Eigenſchaften wollen übertreffen laſſen. Alle ſind in dieſem Betrachte mehr oder weniger Chineſen, die ihr Reich in die Mitte der Erde ſetzen und ſich ſelbſt wieder zum Mittelpunkte dieſer Mitte machen. Man könnte vielleicht mit Wahrheit ſagen, es ſey glücklich, wer im Beſitze deſſen iſt, was er wünſcht; reich aber, wer hat, was er zu

brauchen meint; endlich aufgeklärt, wer weiß, was ihm in ſeinen Verhältniſſen zu wiſſen dient. Sollte dieſe Erklärung richtig ſeyn, dann wechſelte das Glück, der Reichthum und die Aufklärung nicht bloß mit Völkern, Ständen und Individuen, ſondern ſelbſt mit Zeit und Ort, wann und wo ſie leben, und es könnte für Jeden von allen dieſen Gütern ein Zuviel wie ein Zuwenig geben. Pitt's Politik, die England noch etwas tiefer hätte brauchen können, wäre für einen Irokeſenſtamm zu tief. Die Beredtſamkeit des Adlers der Kirche, Boſſuet, die herrliche Dichtkunſt Byron's, und Arioſt's, wie Kant's und der gründlichen Deutſchen Philoſophie dürften unter den Wilden von Amerika oder den wandernden Horden des hohen Aſiens nicht leicht ein geeignetes Publicum finden. Selbſt bei uns würde ein recht aufgeklärter Handwerker ein ſehr beſchränkter Staatsmann, und dieſer wieder ein höchſt aufgeklärter Dorfſchulze ſeyn. Man ſieht, es kommt alles auf die Verhältniſſe an, in denen ſich der Menſch befindet, auf Zeit und Ort, wann und wo er lebt, und auf den Beruf, den er zu erfüllen hat. Man könnte die Frage thun, ob es zu wünſchen ſey, daß ein ganzes Volk, das heißt, jeder Einzelne in ihm, die Ausbildung und Kenntniſſe ei=

nes Fichte hätte, und müßte ſie, glaube ich, verneinen. Bei mir ſteht die Ueberzeugung feſt, daß Jeder eine eigene Cultur nach ſeinem Geiſte, wie einen eigenen Rock nach ſeinem Leibe, braucht. Will man die Aehnlichkeit verfolgen, dann bleibt ſie immer wahr, und, nach Verſchiedenheit des Geſchlechts, Alters und Standes, der Nationen, der Lebensweiſe und Beſchäftigung, braucht Jeder in Form und Stoff ſeinen eigenen Rock, wie nach allen dieſen Verſchiedenheiten ſeine eigene Aufklärung und Bildung, ſoll dieſe wie jener ihm anders gut ſitzen. Den franzöſiſchen Geſetzgebern und Directoren ſtand die antike Amtstracht nicht beſſer, als die antike Weisheit in Geſetzgebung und Politik. An beiden war das Schauſpiel zu erkennen, das man gab. Das Judenthum betrachtete, im gerechten Stolze auf ſeinen einzigen Gott, die Vielgötterei des blinden Heidenthums mit Abſcheu, und dieſes, mit ſeinem bevölkerten Olymp, verachtete die rechtgläubigen Juden von Grund der Seele. Die europäiſche Cultur rechnet es ſich zum großen Verdienſte an, den armen Wilden einige chriſtliche Gebräuche, europäiſche Bedürfniſſe und anſtändige Bekleidung beigebracht zu haben; eine Wohlthat, die von den Beglückten nicht immer mit der gehörigen Dankbarkeit erkannt wor-

den iſt. Das ſtöret uns aber, wie billig, in unſerm großmüthigen Wirken nicht, und wir ſetzen unſere Bekehrung und Belehrung, wie unſere Eroberungen und unſern Handel, mit ungeſchwächtem Eifer fort. Ein Jeder findet eine Ehre und ein Verdienſt darin, die Anderen, zu ihrem Beſten, wie es ſich verſteht, nach ſeinem Ebenbilde umzuſchaffen, und der kann nur gewinnen, der ſich nach ſolchem Muſter verändert hat. So verbreiten wir Cultivirte, da Jeder mit ſeinem Pfunde wuchert, beglückende Cultur. Freilich nimmt Jeder auch dieſe Cultur wieder nach ſeiner eigenen Weiſe, und zwar nach dem Volke und dem Stande, denen er angehört, nach Verhältniſſen von Zeit und Ort und nach der eigenen Perſönlichkeit. Darin ſtimmen alle überein, und darin haben alle Unrecht, daß ſie ihre Cultur verbreiten und verflanzen wollen, als die einzige wahre und echte, und auch nur ſie dafür gelten laſſen. Die vornehmen Stände, die ſich vor andern für cultivirt und gebildet halten, finden die Cultur in gewandter Artigkeit und feiner Lebensweiſe, und ein Menſch, der ſich nicht mit ihrem Anſtande zu benehmen, zu ſetzen und zu halten weiß, gehört zu den Ungebildeten, trüge er auch das ganze claſſiſche Alterthum in ſich. Es gibt Leute mit ſo ſicherem Blicke, daß ſie den

Grad der Bildung eines Mannes an dem Bücklinge erkennen, den er macht. Dem eckigen, ungelenkigen Schulpedanten iſt auch der abgerundetſte Kammerherr ein Barbar, wenn er nicht Griechiſch und Latein verſteht. Ein geübtes Auge der Modenwelt ſieht Jedem den Grad ſeiner Bildung am Schnitte des Rockes oder der Haare an. Hat doch ein Tanzmeiſter einem angehenden Miniſter, der ſein Schüler geweſen, die Nativität geſtellt, er werde an ſeinem Poſten nie etwas leiſten, da er es unter ſeiner Leitung nie zu einem erträglichen Pas gebracht. Nehmen wir dieſen Scherz nicht leicht, in ihm liegt ein tiefer Ernſt. Der Tanzmeiſterdünkel iſt uns allen eigen, nur daß Jeder wieder in ſeinem Dünkel ſich über den Tanzmeiſter weit erhaben glaubt. Die Gelehrten und Schriftſteller, die in der Welt das große Wort führen, weil ſie ihre Worte drucken laſſen, finden den Höhenmeſſer aller Cultur und Bildung in der Zahl der Akademien, Schulen und Druckerpreſſen, in dem Umfange den Kataloge, der Stärke der Bibliotheken und dem Betrage des Ehrenſoldes, der dem Schriftſteller entrichtet wird. Ihr kennt den Mann ſchon an dem Namen, den er dem Lohne gibt, um den er dient. Was und für wen er auch ſchreiben mag, ſein Sold iſt nicht das Geld; es iſt die Ehre!

Die Geſchichtſchreiber, die an der wiſſenſchaftlichen Bildung der Zeit der Rohheit und Finſterniß, mit welcher wir uns in dieſer Schrift bisher beſchäftigt haben, nicht viel zu rühmen finden, freuen ſich, daß etwas barbariſches Latein und einige gleichgültige Gebräuche eines ſchlecht verſtandenen Chriſtenthums, wie Strahlen eines wohlthätigen Lichtes, in die Nacht fallen, und ihnen die Morgenröthe der Civiliſation und Aufklärung verkünden. Ich weiß nicht, welchen Vortheil die Cultur eines Volkes aus den Abfällen einer fremden Sprache und den leeren Formeln eines religiöſen Glaubens ziehen kann. Dieſe zeigen ſich auf Sitten, Gemüth und Geiſt ohne allen Einfluß, und das wenige barbariſche Latein, das getrieben wurde, diente nur dazu, ein todtes Wiſſen fremder Worte für Wiſſenſchaft zu halten, die Stände durch die Sprache zu trennen, die wenigen Kenntniſſe, die im Umlaufe waren, zum Eigenthum eines Standes zu machen; das Volk von jeder Gemeinſchaft an denſelben auszuſchlieſſen, und alle Nationalbildung, die nur durch eine gebildete Mutterſprache möglich wird, zu verhindern. Was nützt eine Religion, die es nur mit Glaubenslehren und unfruchtbaren Formeln und Gebräuchen zu thun hat, und keine Wirkung auf das ſittliche Verhalten und die

Verhältniſſe des geſelligen und bürgerlichen Lebens äußert? Gerade daß man die Religion, die nach der Lehre ihres Stifters ein wohlthätig freundliches Band unter den Menſchen werden ſollte, um ſie als Brüder zu verbinden, in einigen Dogmen fand, die mehr zu trennen als zu verbinden geeignet, und für das Leben und Wirken gleichgültig ſind, führte den Aberglauben und die Intoleranz der folgenden Jahrhunderte herbei, die alle Religion in todten Glaubensformeln und den wahren Gottesdienſt im gewaltthätigen Bekehren, Verketzern und Verfolgen Andersdenkender ſuchten. So wenig ein ſolches Chriſtenthum der Geſittung nützte, ſo wenig trug das ſchlechte Latein zur geiſtigen Bildung bei, die es vielmehr verzögerte, da es pedantiſche Buchſtabengelehrtheit förderte und unterhielt. Ich weiß überhaupt nicht, was viele unſerer Schriftgelehrten und Weiſen mit ihrer Civiliſation und Aufklärung wollen, die ſie als den höchſten Gegenſtand alles Strebens zu preiſen nicht müde werden. Kann doch, meine ich, alles Wiſſen nur Mittel zu einem Zwecke, nicht aber ſelbſt Zweck ſeyn. Nur was der Beſtimmung des Menſchen dient, und ſie ihm erreichen hilft, kann für wahrhaft nützlich und wohlthätig gelten. Worin aber beſteht die menſchliche Beſtimmung? Wahrhaf-

tig ſo wenig im Wiſſen von dem, was nicht nützt, als im Können von dem, was zu nichts dient. Schriftſteller finden einen Beweis des guten Zuſtandes der Geſellſchaft im fleißigen Büchermachen, Gelehrte im Gedeihen der Wiſſenſchaft, als hätte die Geſellſchaft die Beſtimmung, eine Akademie zu werden, und das ſchönſte Reſultat ihres Strebens ſey eine reiche Leipziger Meſſe. Es iſt gut, dieſen aufklärenden Aberglauben der ſchreibenden und lehrenden Welt zu prüfen, der ſo verderblich werden kann, als jener andere der Verfinſterung, den unſere Aufklärung zu zerſtören ſuchte. Dieſe Aufklärung und Civiliſation, wovon man ſo viel reden hört, iſt den neuen Götzendienern nur ein neuer Götze, den ſie zur Anbetung auf den Altar erheben, um dieſer Gottheit als ihre Prieſter nahe zu ſtehen. Kunſt und Wiſſenſchaft müßten doch wohl, wie geſagt, Mittel zur Erreichung des Zweckes ſeyn, der in unſerer Beſtimmung liegt! Wer ſollte übrigens Kunſt und Wiſſen, dienen ſie anders ihrem Zwecke, nicht ehren, ſie, die unſere höhere Abkunft beurkunden und dem Leben des Menſchen die ſchönſten Reize leihen? Kämen ſie aber in den Fall, wie es doch möglich iſt, uns von unſerer Beſtimmung zu entfernen, ſtatt uns derſelben näher zu bringen, dann würden ſie

aus wohlthätigen Genien verderbliche Dämone. Nicht alles Wiſſen führt zur Weisheit, nicht alle Kunſtfertigkeit zu nützlicher Kunſt. Dichter mögen die Jahrhunderte als goldne preiſen, in denen die ſchönſten Verſe zu Tage kamen, Gelehrte die Regenten rühmen, die ſich am freigebigſten gegen ihren Stand bewieſen; das Volk zählt auch, wenn es gleich ſeine Stimme nicht ſchreibt und drucken läßt. Vor Allem müßte man über die Beſtimmung des Menſchen überhaupt und über den Zweck ſeines geſellſchaftlichen Zuſammenlebens im Staate einverſtanden ſeyn, um ſich darüber zu verſtehen, was als Mittel zur Erreichung dieſer Beſtimmung und dieſes Zweckes dient. So viel iſt indeſſen gewiß, daß nicht alle Menſchen und politiſche Geſellſchaften auf derſelben Stufe geiſtiger und körperlicher Entwickelung ſtehen, nicht allen dieſelbe Bildung zukommt und nicht für alle dieſelben Bildungsmittel paſſen. Es kann alſo eine unzeitige Aufklärung, eine falſche Kunſtübung und ein zweckloſes, ja zweckwidriges Wiſſen geben; und wer ſie befördert, übt keine wohlthätige Wirkſamkeit. Wie! fragt man gewöhnlich, die Wahrheit könnte gefährlich ſeyn? Die Wahrheit! Wer ſpricht von ihr? Dieſe Frage iſt eine ganz andere, als ob bei allen Völkern und Individuen dieſelbe Cultur

und Aufklärung unbedingt zu fördern ſey. Aber ſelbſt die hinterliſtige Verdrehung der Sache, um die es zu thun iſt, wollen wir uns gefallen laſſen und ganz ehrlich mit vollkommener Ueberzeugung ſagen, die Wahrheit könne allerdings ihre Gefahren haben. Doch ihr redet von Wahrheit! Seyd ihr ſo gewiß, in ihrem Beſitze zu ſeyn? Könnt ihr ſie nur wirklich geben, dann, ich darf es betheuern, nehme ich ſie immer und allenthalben dankbar an; aber — verſteht ihr? — die wirkliche und echte Wahrheit, nicht bloß Eure, die euch nicht mehr werth ſeyn darf, als mir die meine iſt.

Nicht alle Menſchen, Stände und Völker haben dieſelben Anlagen, oder ſtehen auf derſelben Stufe der Entwickelung; ſie können alſo auch nicht alle zu demſelben Zwecke und folglich auch nicht durch dieſelben Mittel gebildet werden. Jedes Individuum, jeder Stand, jedes Volk wird alſo, bis zu einem gewiſſen Grade, ſeine eigene Beſtimmung haben, die auch nur auf eine eigene Weiſe zu erreichen iſt. Wer ſie alſo zu etwas bildete, oder zu bilden verſuchte, was ſie ihren Anlagen und den Verhältniſſen und Umſtänden gemäß, in denen ſie ſich befinden, nicht ſeyn ſollen, nicht ſeyn können, würde verbilden ſtatt zu bilden. Uebrigens ſoll auch

jede Entwickelung eine ſtufenweiſe ſeyn, wie ſie die Natur vorgezeichnet hat, mit der man ſich ſelten ungeſtraft in Widerſpruch ſetzt. Bei Völkern und Individuen, ja in der ganzen lebendigen, in der beſeelten wie in der ſeelenloſen Natur gibt es einen Uebergang vom Nahen zum Nächſten, von der Gegenwart zur Zukunft, die ſich zu einander verhalten, wie Urſache und Wirkung. Die Blüthe geht der Frucht voraus, der Blüthe ſelbſt die Reife der Pflanze, die Kindheit der Jugend, dieſe dem Mannesalter. Demſelben Geſetze folgen ganze Völker; und wer in dieſen naturgemäßen Gang gewaltſam eingreift, zerreißt das Band, welches die Theile eines organiſchen Lebens als ein Ganzes zuſammenhält. Daraus folgt dann doch wenigſtens, daß nicht alle Aufklärung, Cultur, Civiliſation und geiſtige Ausbildung immer und allenthalben auf dieſelbe Weiſe anwendbar und zweckmäßig ſey; und ich würde erſt beſcheiden überlegen, ob die, welche dem Ueberpflanzen aller fremden Cultur entgegen waren, nicht vielleicht gute Gründe dazu hatten, ehe ich ſie verdamme; ob nicht etwas anders als Barbarei die Hand jenes Beamten leitete, der eine neue Saite, mit der ein Künſtler ſein Inſtrument bereichert hatte, wegſchnitt; ob Lykurg, der das leichte Geld und die

leichtfertige Kunſt aus ſeiner Republik verbannte, nicht eben ſo Recht hatte, wie die Staatsmänner der neueren Zeit, die Schulen und Manufacturen gründeten und im Geldumlaufe den Pulsſchlag des Staates fanden; ob die erſten Römer, welche die griechiſche Schönrednerei und Sophiſtenkunſt als eine Peſt für ihr Vaterland betrachteten, ſo völlig im Irrthum waren, wie viele Gelehrte oder Halbgelehrte glauben. Freilich ſind die Muſikanten, Kaufleute, Schriftſteller und Künſtler mit ihrem raſchen Urtheil fertig, das die verdammt, die ihnen nicht gewogen ſind. Ja, ich frage, ob die Sachſen nicht ſehr gute Gründe hatten, ſich dem Chriſtenthum und der Aufklärung Karl's des Großen mit allen Kräften zu widerſetzen? Karl dagegen that ſeinerſeits, was ſeine Stellung forderte, und er hatte Recht, wie die Sachſen. Für ihn war der Erfolg, der als Thatſache alle müßigen Reden niederſchlägt.

Viele Weiſe und Gelehrte haben die Beſtimmung des Menſchen in der höchſtmöglichen Entwickelung ſeiner Anlagen und Kräfte finden wollen. Wäre dem wirklich ſo, von wie vielen Menſchen ließe ſich dann in Wahrheit ſagen, daß ſie ihre Beſtimmung erreichten, oder nur erreichen könnten? Und was iſt dann Kraft? Das Vermögen etwas zu können. Das

Vermögen aber hat nur inſoweit Werth, als ich es zu einem guten Zweck verwende. Nicht in Dem, was ich kann, liegt ein Verdienſt, ſondern in Dem, was ich thue, nicht in der Kraft, ſondern darin, wie und zu welchem Zwecke ich ſie gebrauche. Hercules äußerte dieſelbe Kraft, als er die Erde von den Ungeheuern, die ſie verwüſteten, reinigte, und als er im wilden Wahnſinne gegen ſich und ſeine Umgebung wüthete.

Man iſt darum kein Feind der Aufklärung und Civiliſation, wenn man ſie nur als Mittel zu einem Zwecke, nicht aber als Zweck gelten läßt. Daß ſich das Mittel nun nach der Verſchiedenheit des Zweckes verſchieden geſtalten müſſe, ergibt ſich natürlich. Das Vielaufklären hat wie das Vielregieren, auch bei der beſten Abſicht, wenigſtens den Nachtheil, daß man voreilig mit Anſtrengung thut, was ſich zu rechter Zeit von ſelbſt gemacht haben würde. Ich liebe das unbedingte, immer fertige Lehren und Bekehren ſo wenig, als die Freiheit, die durch Tyrannei, oder die Duldung, die durch Intoleranz eingeführt und begründet werden ſoll. Wer übrigens den Ausſpruch Fontenelle's tadelt, daß er Bedenken tragen würde, die Hand zu öffnen, wenn er ſie voll Wahrheit hätte, dem müſſen keine großen Wahrheiten zu

Gebote ſtehen. Ich weiß, wie ungern man jetzt ſolche Aeußerungen hört. Das Jahrhundert der Civiliſation, Aufklärung und Induſtrie, in dem wir leben, hatte ſeine Uebertreibung und Marktſchreierei, wie ſie das verewigte philoſophiſche, wie ſie die Zeit der mönchiſchen Andacht und des Ritterweſens hatte. Es gibt zuverläſſig eine falſche Aufklärung, wie es ſogar eine falſche Frömmigkeit und Tugend gibt. Die Preßfreiheit hat gewiß ihre Gefahren, und ſehr bedeutende; ich würde aber deſſenungeachtet mit der höchſten Umſicht für die Beſchränkung dieſer Freiheit ſtimmen, weil ſehr zu fürchten iſt, daß die Mittel, welche die Krankheit heilen ſollen, gefährlichere Wirkungen haben, als die Krankheit ſelbſt. Das Vielſchreiben, Viellehren, Vielleſen und Viellernen hat Nachtheile, deren ganze Reihenfolge wir noch lange nicht überſehen; der Verſuch aber, ihnen durch Verordnen und Verfügen zu begegnen, dürfte leicht noch größere Nachtheile haben, und doch am Ende nicht durchzuführen ſeyn. Darum bin ich auch ſtets geneigt, mich für die Freiheit zu erklären, weil ſie endlich ſelbſt die Uebel, die ſie erzeugt, ſicherer heilt, als eine gut gemeinte Tyrannei. Da es keinen Gebrauch ohne die Möglichkeit des Mißbrauchs gibt, ſo muß man dieſen wohl, wo er nicht vermieden werden kann, mit in den

Kauf nehmen, um die Vortheile, die der Gebrauch gewährt, nicht zu entbehren. Wem fiele es auch ein, die Bienen zu vertilgen, die uns Wachs und Honig geben, weil ſie einen Stachel zum Verletzen haben?

Ich geſtehe aufrichtig, daß alle Wiſſenſchaft und Kunſt, die, dem Leben des Volkes fremd, ſich außer ihm geſchäftig zeigt, für mich den Werth nicht hat, den man auf ſie zu legen pflegt. Welchen Dienſt leiſtet die gründlichſte, tiefſte Rechtslehre, die kein Recht verſchafft, eine Weisheit, die in den Hörſälen, eine Religion, die in den Kirchen, und eine Muſik, die in den Akademien und Conſervatorien verhallt? Von dem Genuſſe, den Kunſt und Wiſſenſchaft Einzelnen, die ſich damit beſchäftigen, gewähren, kann hier nicht die Rede ſeyn, wo es ſich von dem Culturſtande eines Volkes handelt. Alle Wiſſenſchaft, die jenem Wiſſen des gelehrten Salmaſius gleicht, von dem eine geiſtreiche Frau ſagte, er könne allerdings in einem Dutzend Sprachen den Stuhl nennen, aber ſich auf keinen ſetzen, kann ihre Genüſſe haben, wenn ſie auch übrigens ohne Nutzen iſt. Verſicherte doch ein begeiſterter Orientaliſt, es würde ihn nichts glücklicher machen, als die Entdeckung eines arabiſchen Spruches! Und da man ihn, der von der abendländiſchen Welt nichts wußte, einmal im

Scherze fragte, ob ihm von einer franzöſiſchen Revolution nichts zu Ohren gekommen ſey, antwortete er in ganzem Ernſte: „allerdings habe er von ſo etwas öfter reden gehört.“ Ein ſolches Glück hat mit dem Nationalwohle und dem Volksglück nichts gemein.

Es kann einem ehrlichen Manne, der ſich mit ſeinem geſunden Verſtande und einiger Erfahrung durch die Welt zu helfen weiß, begegnen, daß er das Volk bedauert, dem die Schule, ſo raſch es gehen kann, gewiſſe Wiſſenſchaften beibringen ſoll. Wie oft hat die Rechtslehre das Recht in ſchreiendes Unrecht, die Theologie die Religion in wahre Gotteslaͤſterung, die Philoſophie den geſunden Menſchenverſtand in baaren Unſinn verkehrt? Wahrhaftig, es iſt für die Sünder gut, daß ſie ſelbſt über ſich zu Gericht ſitzen und ihre Werke richten. Geſchähe das nicht, wie mancher Glaubensartikel jener Wiſſenſchaften, den man auch jetzt noch, in unſerer hochcultivirten, gebildeten und civiliſirten Zeit, der zum eigenen Vermögen noch die reiche Habe des philoſophiſchen Jahrhunderts zugefallen iſt, ohne Ketzerei und Hochverrath nicht bezweifeln darf, würde ſelbſt als Ketzerei und Hochverrath verurtheilt werden? Es iſt arg, daß ſchon Cicero ſagen konnte, es gebe keine Albernheit, die ein Gelehrter nicht einmal behauptet

hätte; und doch hatte er neunzehn Jahrhunderte nicht erlebt, von denen ein einziges ſeine ganze Mit- und Vorwelt überbietet. Aber noch weit ärger iſt es, daß es auch keine Schlechtigkeit gibt, für die nicht gelehrte Schutzſchriften zu finden wären.

Von dieſen allgemeinen Betrachtungen, durch die ich einige Verſtändigung bewirken wollte, die aber gerade vielleicht am erſten mißverſtanden werden, gehe ich zum Geſchichtlichen über. Auch was wahre Volksbildung iſt, ſah Karl der Große beſſer ein, als einer ſeiner Nachfolger in dem ganzen Zeitraume, den wir zu durchlaufen haben, und that auch mehr für ſie. Was dieſen Mann beſonders auszeichnet — man kann es nicht zu oft wiederholen — iſt ſein ſicherer praktiſcher Verſtand, der ſogleich den rechten Zweck erkennt und über die Mittel, die zu ihm führen, nicht verlegen iſt. Er begünſtigte vorzüglich die deutſche Sprache, die man ſeit dem neunten Jahrhundert zu ſchreiben anfing und ſammelte die Lieder der alten Barden. Er ſah darauf, daß die Mutterſprache auch die Schrift- und Bücherſprache wurde, das erſte unerläßliche Mittel aller Nationalbildung und wahren Aufklärung. Der Bürger lernte, was er in ſeinen bürgerlichen Verhältniſſen nie ohne Nachtheil entbehrt, Leſen, Schreiben

und Rechnen, und zu dieſem Ende wurden, außer den Kathedralſchulen, auch noch Kloſterſchulen eingeführt. Karl drang vorzüglich darauf, daß der Unterricht in den höhern Ständen nicht vernachläſſigt würde, wohl wiſſend, was das Beiſpiel vermag, und welchen ſchädlichen Einfluß auf das Wohl der Untergebenen die Unwiſſenheit und Rohheit der Vorgeſetzten hat. Es ſind verſchiedene Verfügungen von ihm ausgegangen, die den Klöſtern und Biſchöfen Zucht und Ordnung zur Pflicht machen und die Verbeſſerung der beſtehenden und die Gründung neuer Schulen nachdrücklich empfehlen. Die berühmteſten Gelehrten ließ er aus der Fremde kommen, verſammelte ſie öfter um ſich und zeichnete ſie aus. An ſeinem Hofe gründete er, zum Unterricht ſeiner und ſeiner Großen Kinder, eine eigene Anſtalt, und was er vermochte, wurde aufgeboten, um nützliche Kenntniſſe zu verbreiten. Die Geiſtlichkeit, faſt einzig in dem Beſitze einiger gelehrten Bildung, munterte er, dieſes Vorzugs wegen, durch Wohlthaten und Begünſtigungen auf, damit durch ihr Bemühen der Unterricht allgemeiner würde. Auch entſprach ſie ſeiner Erwartung, und nicht bloß die wiſſenſchaftliche Bildung ging größtentheils von ihr aus, ſondern ſelbſt die Cultur des Landes, zu deſſen

Anbau beſonders einige Orden viel beigetragen haben.

Unglücklicher Weiſe ging mit Karl auch ſeine begonnene Schöpfung unter. Mit des Königs Macht fiel die Ordnung im Reiche, und da die Edelleute endlich alle Gewalt an ſich riſſen, herrſchte zügelloſe Anarchie, und, was ſtets in ihrem Gefolge iſt, freche Willkür ohne Rückſicht auf Geſetz und Recht. Der Starke war ohne Verantwortlichkeit, der Schwache ohne Schutz. Es gab, außer der Geiſtlichkeit, die aber faſt einen eigenen Staat bildete, nur einen Stand im Staate, den Herrenſtand, der auf ſeinen Burgen hauſete, den Ertrag des Landes in müßiger Schwelgerei, oder im wilden Kriege verzehrte; und, da Handel, Gewerbe und Ackerbau unter dem allgemeinen Druck erlagen, die Mittel eines wüſten Lebens im Rauben ſuchte. Jeder Herr war, wenn auch nicht aus böſer Neigung, doch aus Noth und Gewohnheit, ein Tyrann, ſeine Burg die Feſtung eines feindlichen Heeres, und alles Gebiet, das wehrlos ſich nicht vertheidigen konnte, Feindes Land. Wie es, in ſolcher Lage, um Wiſſenſchaft und beſonders um Volksbildung ſteht, läßt ſich begreifen. Die Sitten waren roh, die Leidenſchaften zügellos, die unnatürlichſten Verbrechen gemein. Selbſt die

Religion übte ſelten mehr einen mildernden Einfluß, und die Geiſtlichen genoſſen keine Achtung, die ſie auch im Allgemeinen nicht verdienten. Die Prälaten führten, wie die Weltlichen gerüſtet, Krieg, führten ihn auf weltliche Weiſe und benutzten auch ſo den Sieg. Die Geſchichte hat uns faſt unglaubliche Auftritte überliefert, und ſie eben nicht als beſonders auffallend dargeſtellt. Geiſtliche machten die Kirchen zum Schlachtfelde, und Biſchöfe und Aebte munterten in ihnen, das Bild des Gekreuzigten in der Hand, zum Morden von Brüdern und Verwandten auf. Die Söhne der Könige und Fürſten empörten ſich gegen ihre Väter, vertrieben ſie, und die Kirche heiligte die That, wenn ſie nicht gar zu ihr aufgemuntert hatte. Die Wolluſt trieb es in frecher Rohheit bis zur Unnatur. Selbſt Giftmiſcherei, ein feiges Verbrechen, das dem Charakter des gewaltthätigen Deutſchen zuwider ſchien, war nicht mehr ſelten.

Nach dem geſellſchaftlichen und politiſchen Zuſtande der Nation, in wie weit er die Arbeit und Ruhe, eine ſorgenloſe Muße und belaſtete Dürftigkeit vertheilte, hätte man die Fortſchritte in Kunſt und Wiſſenſchaft für bedeutender halten ſollen. Die begünſtigten Stände erfreuten ſich eines behaglichen Daſeyns, das dem Denken und Forſchen, wie auch

den Verſuchen der Kunſt, immer günſtig iſt. Alle mechaniſchen Geſchäfte und Handarbeiten, alle Anſtrengungen um den Erwerb der erſten Bedürfniſſe des Lebens laſteten auf den untern Claſſen der Geſellſchaft, und die höheren konnten ſich der geiſtigen Bildung, den Wiſſenſchaften und Künſten widmen. Wie in den Staaten des claſſiſchen Alterthums Sklaven die Dienſte und Geſchäfte thaten, welche die Beſtiedigung der gemeinen Bedürfniſſe zum Zwecke haben, ſo hatte ſich auch der freie Deutſche davon losgeſagt. Schon in der früheſten Zeit zerfiel die Nation in Edle, Freie und Sklaven, und dieſe Abtheilung hatte ſich nachher nur weiter ausgebildet. Der Adel ſonderte ſich in Abſtufungen wie die Knechtſchaft, und die Eitelkeit zeigte ſich, wie die Gewalt, in Erfindung von Vorrechten, Begünſtigungen, Laſten und Leiſtungen ſehr erfindungsreich. Die Leibeigenen waren mit ihrem Leibe eigen, und die Hörigen gehörten ſich nicht ſelbſt an. Die Dienſte, die ihnen aufgebürdet wurden, hatten weder Maß noch Ziel und hingen von dem Willen ihres Herrn ab. Sie machten eine Zugabe des Bodens aus, auf dem ſie lebten, und durften ihn nicht verlaſſen. Wollten ſie heirathen, dann konnte das ohne die Genehmigung des Grundherrn nicht geſchehen. Die Kinder

folgten dem Stande der Eltern und hatten ihr Loos zum Erbtheil. Der Eigenthümer konnte ſie mit dem Boden verſchenken und verkaufen. Die Zinsbauern waren, wenigſtens anfangs, beſſer daran; ſie bauten das Feld um einen beſtimmten Zins, den ſie zu entrichten hatten. Frei von Geburt, wurden ſie Sklaven aus Noth, wenn ſie, um nur zu leben, ſich von ihrem Herrn alles gefallen laſſen mußten. Dienſtleute hießen die, welche ſich unter leichtern oder härtern Bedingungen in eines Andern Dienſt begaben. Sie ſelbſt waren von je höchſt verſchiedener Art, wie das Loos, das ihnen fiel. Wer einem Hohen diente, konnte ſich ſelbſt erheben und bis zum Freien und Edeln ſteigen, wenn er es nicht ſchon war. Wer dagegen Niedrigen diente, ſtand natürlich niedriger als dieſe.

So hatten ſich ſchon im eilften Jahrhundert die unteren Claſſen der Geſellſchaft geſchieden und abgetheilt. Die Begüterten hatten es, wie allenthalben, bequem, und benutzten die Vortheile, in deren Beſitz ſie waren, um ſich noch größere zu machen. Der Dürftige, mit ſeinem Lebensunterhalte an den Reichern angewieſen, mußte ſich die Bedingungen gefallen laſſen, unter denen ihm dieſer das Leben friſten wollte. Der etwas war und hatte

ſtrebte mehr zu haben und zu ſeyn, und da der Stärkere ſich nur auf Koſten des Schwächeren erheben kann, ſo mußte Jener in dem Maße fallen, in welchem Dieſer ſtieg. Das iſt der Gang der Natur, den in ihrer Entwickelung jede Geſellſchaft nimmt. Da in jener Zeit die freien Gewerbe ſelten waren, und der Handel ſich erſt ſchüchtern erhob, gab es wenige Mittel eines unabhängigen Daſeyns. Die Landeigenthümer, alſo faſt die einzigen Reichen, ließen die ſeltenen und einfachen Handwerke, deren Erzeugniſſe ſie bedurften, durch Unfreie oder Dienſtleute auf ihren Gütern treiben. In ſolcher Lage waren von den begüterten Freien und Edeln alle gemeinen Beſchäftigungen, alle Arbeit, um den Unterhalt des Lebens zu verdienen, hinweggenommen, und man hätte, wie geſagt, erwarten ſollen, daß ſie auf geiſtige Ausbildung bedacht geweſen, und in Kunſt und Wiſſenſchaft bedeutend vorgeſchritten wären. Dem müßigen Adel auf den Burgen, den Geiſtlichen in Klöſtern und Stiftern fehlte es wenigſtens nicht an Zeit dazu. Aber der Geſchmack und das Streben der Nation hatte eine ganz andere Richtung genommen. Die Kunſt erhob ſich allerdings mit der kühnen Kraft und Würde, die in der Natur der höhern Stände nicht zu verkennen iſt.

Die Wiſſenſchaft aber gewann bei dem leeren Wortkram und den unfruchtbaren Grübeleien über Dinge, die außer dem Kreiſe menſchlicher Erkenntniß liegen, nicht das Geringſte. Die Richtung nach dem Ziele war verfehlt, und ſelbſt die Schritte, die man vorwärts that, entfernten oft von ihm. Für den Edeln gab es kein edleres Geſchäft als Krieg und Jagd, und das Gebiet des Denkens und Forſchens hatte die Religion, wie man ſie verſtand und nahm, beinahe ausſchließlich beſetzt.

Allerdings hatte der Zuſtand der Dinge, wie wir ihn oben bezeichnet haben, auch ſeine gefälligere Seite, beſonders als die Zeit, und ſelbſt das Uebermaß des Mißbrauchs, in die Verwirrung einige Ordnung gebracht. Der Adel, der unabhängig auf ſeinen Gütern lebte, bewahrte einen Geiſt der Selbſtſtändigkeit und eine Kraft, wie ſie ſich im zerſtreuten und unterwürfigen Hofdienſte, oder im beſchränkten Volksleben nicht leicht entwickeln. Freiheit und Kraftgefühl aber ſind die Mutter vieler Tugenden, wie Knechtſchaft und Schwäche vieler Laſter. Wer ſich ſtark weiß und ſelbſtſtändig, iſt zur Großmuth geneigt, und der Lüge und Verſtellung feind. Die Geſchichte hat es immer nur mit Wenigen zu thun, und den Wenigen, damit ſie über die Anderen her-

vorragen, müſſen dieſe zum Fußgeſtelle dienen. Sparta hatte ſeine Heloten, und das übrige Griechenland, wie Rom, Sklaven. Wo Wenige viel ſeyn ſollen, müſſen Viele wenig ſeyn. Selbſt in dem ſtolzen und ſonſt beneidenswerthen England kann die Größe und Herrlichkeit ſeiner Ariſtokratie das Elend und die Herabwürdigung der Menge nicht verbergen. Die Gleichheit, das ſtille Glück und der unbeneidete Wohlſtand, die auch nur mäßige Genüſſe und Wünſche, ein gleichförmiges, zufriedenes Leben ſuchen und gewähren, ſind ein armer Gegenſtand für die Geſchichte, wie für die Künſte. Liegt es nun in der Beſtimmung des Menſchen, daß nur Wenige etwas ſeyn und haben können, in deren Dienſtbarkeit die Uebrigen zu leben verdammt ſind, dann mag das Verhältniß der Leibeigenen und Hörigen zu ihrem Grundherrn, der ſie wenigſtens nähren muß, wenn ſie ihm dienen ſollen, gerade nicht das elendeſte ſeyn. Iſt es das Loos der Mehrzahl, in thieriſcher Stumpfheit nur thieriſche Bedürfniſſe zu kennen, in deren Befriedigung ihr ganzes Glück beſteht, dann iſt dieſes Glück im Stande häuslicher Sklaverei vielleicht ſicherer, als in manchem anderen zu finden. Der Sklave lebt nur in dem Tage und für den Tag, ohne Hoffnung, wie ohne Furcht, da es für ihn

keine wechſelnde Zukunft gibt, und mit den Nahrungsmitteln und der dürftigen Bekleidung, dem Einzigen, was ihm Unruhe machen könnte, muß ihn ſein Herr verſehen. Da der Ertrag des Knechtes von ſeiner Arbeitsfähigkeit, und dieſe von ſeiner Geſundheit abhängt, ſo muß der Eigenthümer, dem er dient, wenigſtens für ihn, wie für ſeinen Viehſtand, des eigenen Vortheils wegen, ſorgen. Es läßt ſich ſogar ein ſchöner patriarchaliſcher Sinn in dieſes Verhältniß denken, in welchem der Landeigenthümer Die, ſo ſein Feld bauen und, für ſeine Bedürfniſſe beſchäftigt, häufig um ihn ſind, mit einer Art väterlicher Liebe umfaßt und behandelt. Freilich ſehen dieſe Dinge in der Wirklichkeit gewöhnlich anders als in der Idee aus, beſonders wenn ſich dieſer die Poeſie bemächtigt, und es mag um das väterliche Regiment der Gutsherren wie mit dem der abſoluten Fürſten ſtehen. Der Landesherr kann nur figürlich der Vater ſeines Landes heißen, wie die Unterthanen auch nur figürlich ſeine Kinder ſind; alles Figürliche aber muß man ſich hüten buchſtäblich zu nehmen. Das fürſtliche Regiment hat eine andere Quelle, als dieſes Familienverhältniß, das die Natur geſchaffen hat, und es iſt eben ſo unrichtig als gefährlich, auf daſſelbe den Staat zu gründen.

Doch welches auch das Leben der niederen Stände geweſen iſt — die Geſchichte verkehrt ohnedies mit ihnen wenig — ſo läßt ſich doch vermuthen, daß am Hofe und bei dem Adel eine freundliche und gemüthliche Stimmung in einer gewiſſen Periode geherrſcht haben müſſe. Vom Anfange des zwölften Jahrhunderts an, wo wir die Minneſänger finden, iſt Liebe, Heldenmuth und Treue der Wahlſpruch des edeln Ritterthums. Schutz der Schwachen und Bedrängten, vorzüglich der Frauen, der ſtete Dienſt, den man ihnen weihet, war des Ritters vorzüglichſter Beruf. Es liegt in der That etwas Freundliches und Erhebendes zugleich in dieſer Verpflichtung, die man ſich ſelbſt gewählt, ſein Leben und Beſtreben an die Ehre und Sicherheit der Nothleidenden und beſonders des ſchwächern Geſchlechts zu ſetzen. Welch ſchönern Inhalt könnte ein Daſeyn haben, als das der Liebe, der Religion und der Ehre geweiht iſt? Dieſe Züge von Galanterie, Frömmigkeit und Heldenmuth geben der Zeit, von der wir reden, einen Charakter von Biederſinn und Liebenswürdigkeit, der höchſt freundlich anſpricht. Wir wollen darum nicht ſagen, daß dieſer Charakter allgemein, oder ungemiſcht von gröbern Zügen geweſen ſey; vielmehr berichtet die Geſchichte gar oft das Gegentheil. Auch

ſetzt der ſchöne Bund zum Schutze der Damen, Wittwen, Waiſen und Bedrängten die häufige Gefahr des Angriffs auf ſie voraus. Wer keiner Gewaltthätigkeit unterworfen iſt, oder Hülfe dagegen in den Geſetzen findet, bedarf keines fremden Beiſtandes zu ſeiner Sicherheit. Ohne Zweifel ſieht auch dieſe ſo freundliche und gefällige Zeit in der Geſchichte, die ſie von den rohern Stoffen gereinigt hat, ganz anders aus, als in der Wirklichkeit. Iſt ſie doch der Gegenſtand des trefflichſten Romans geworden, in dem eben ſo viel Verſtand und tiefer Sinn als Witz und Laune herrſchen!

Es wird uns ſchwer, oft unmöglich, ferne Zeiten und fremde Völker richtig zu beurtheilen. Da der Menſch ſeine Zeit und ſein Volk gern als Maßſtab an andere legt, bei dieſen ſeine Anſichten, ſeinen Glauben, ſeine Meinungen und Vorurtheile vorausſetzt, ſo vermag er weder ihren Werth, noch ihren Zuſtand zu erkennen. Wir ſind verſucht, als Unglück, als Entbehrung und Rohheit zu betrachten, was ihnen Genuß, Wohlſeyn und ernſte Sitte iſt. In mancher Hinſicht wird darum auch das Mittelalter ohne Zweifel oft mißverſtanden. Der Zuſtand der Hörigkeit und Leibeigenſchaft mag weder ſo drückend, noch ſo erniedrigend geweſen ſeyn, als er

uns erſcheint und auch wirklich war. In jener Zeit der Einfachheit und plumpen Natürlichkeit darf man wohl alle Vergehen und Beſchwerden ſuchen, die ihnen eigen ſind; aber dafür kannte ſie weder die Laſter noch das Elend der heuchleriſchen Verſtellung, der feinen Liederlichkeit, der lügneriſchen, ſich ſelbſt und Andere mit gewandter Schönrednerei beſchwätzenden Sophiſtik und der Genußſucht eines langweiligen Müßiggangs, der ſich durch die Befriedigung hundert eingebildeter Bedürfniſſe zu zerſtreuen ſucht. Die Menſchen, Herren und Knechte, Reiche und Dürftige, lebten von dem Ertrage des Bodens, auf dem ſie wohnten. Was er erzeugte, reichte zum Unterhalte ihres Lebens hin. Der Begüterte verzehrte nicht, was ihm ſeine Güter gaben, und den Ueberfluß konnte er gegen fremde Erzeugniſſe nicht vertauſchen. Darum ließ er ſeinen Leuten gern, was für ihn ſelbſt von keinem Gebrauche war. Die Mahlzeiten waren weder ausgeſucht noch zuſammengeſetzt, und die Schwelgerei bezog ſich mehr auf die Menge als auf die Köſtlichkeit und Mannigfaltigkeit der Gerichte, und was die Tafel beſchwerte, hatte die eigene Wirthſchaft dargeboten. Mit dem Hausgeräthe und den Kleidern verhielt es ſich eben ſo; die Weiber und Töchter der Vornehmen, ſogar der

Fürſten und Könige, verarbeiteten die im eigenen Gebiete erzeugten und bereiteten Stoffe für ſich, ihre Männer, Geſchwiſter und Kinder. Den ganzen Bedarf des Hausweſens und der Wirthſchaft lieferten die Handwerker und Arbeiter, die der Begüterte auf ſeinen Gütern unterhielt. Nicht als hätte es an allem Handel und an jenem Luxus ganz gefehlt, der die Befriedigung mancher Bedürfniſſe in der Fremde ſucht; aber ſie waren nicht häufig und galten auch zum Glücke des Lebens nicht gerade für unentbehrlich. In ſolchem Zuſtande iſt begreiflich der Mangel am Nothdürftigen, ſelbſt an dem, was zum bekannten Genuſſe des Lebens gehört, ſelten. Der Landeigenthümer zieht auf ſeinem Grund und Boden, was ſein Unterhalt erfordert. Er zehrt nicht einmal alles auf und braucht mit dem Ueberfluſſe nicht zu kargen, da er ihn doch nicht zu verwenden weiß. So kam es dann, daß im gewöhnlichen Laufe der Dinge kein Mangel herrſchen konnte, und der Arbeiter, bei Bekleidung und Nahrung, noch ſeine Feſt- und Feiertage hatte. Das Wort war freilich rauh und hart, die Sache war es weniger. Die Leibeigenen mochten minder zu bedauern ſeyn, als viele freie Leute der ſpätern Zeit, gegen die man mit Freiheiten und Rechten großmüthig war, die aber

nichts hatten, worauf ſich dieſe Freiheiten und Rechte beziehen konnten, welche darum leere Worte waren.

Natürlich mußte ſich das angeführte Verhältniß ändern, ſo wie die Bedürfniſſe ſich vermehrten, die Ausgaben ſtiegen und die Gegenſtände des Genuſſes endlich weder Maß noch Ziel mehr hatten. In Allem ward nun der höchſte Ertrag geſucht; was die Heimath lieferte, forderte zum Theil die Fremde, die ihre Erzeugniſſe dafür bot. Da gab es keinen Ueberfluß, weil alles zu benutzen, zu vertauſchen, zu verkaufen war. Was der Herr an dem Geſinde erſparte, kam ihm zu gut. Jetzt wurden die Forderungen aufs Höchſte getrieben, für Alles ward der höchſte Preis verlangt. Die Anſprüche der Gutsherrn und Grundeigenthümer wurden geſteigert, und der Bauer, der leben wollte, leben mußte, ſah ſich genöthigt, die härteſten Bedingungen ſeines Daſeyns einzugehen. Alles ward nach dem Ertrage berechnet; der Sklave erhielt die Freiheit, weil man einſah, der Freie arbeite mehr und beſſer. Was der Begüterte ſeinen Dienſtleuten und Untergebenen entziehen konnte, brachte ihm Gewinn. An ein trauliches Familienverhältniß war nicht mehr zu denken, wo man hier nur nehmen wollte, dort immer geben ſollte. Conſumtion und Production lagen als Ge-

weihte in den beiden Schalen der Wage, in der vom Einzelnen wie vom Staate des Menſchen Werth und Unwerth gewogen ward. Alle Wirthſchaft ging dahin, den höchſten Ertrag um den niedrigſten Lohn, die meiſte Arbeit für den geringſten Preis zu haben, alle Staatskunſt, die Steuern zu vervielfältigen und zu erhöhen. Auf dieſem Wege ſind wir dahin gekommen, daß Alle frei geworden; aber Millionen, um zu leben, nur um ſo zu leben, daß ſie nicht gerade vor Hunger ſterben, dem Willen Derer hingegeben ſind, die ſie brauchen und bezahlen; daß im Zeitalter der Herrſchaft der Rechte, der Humanität und Civiliſation, der Cultur und Induſtrie, Blinde, Kinder, Greiſe an den Spinnmaſchinen und Weberſtühlen ſiechen, geboren werden und ſterben, daß der Ertrag im Geldwerth das Höchſte des Lebens, ſeine eigentliche Beſtimmung geworden iſt, daß es keine Feiertage mehr, als für den Müßiggänger gibt. Mit dieſer hohen Bildung iſt der Fluch des Schöpfers, da er den gefallenen Menſchen aus dem Paradieſe vertrieb, erſt gänzlich in Vollziehung gegangen. Er ſcheint zu leben, um zu arbeiten, da er nur arbeiten ſollte, um zu leben. Das Leben hört auf, der Zweck zu ſeyn, es iſt ein Mittel, das der Arbeit dient. Das iſt die

Kehrſeite des Bildes; man muß die beiden Seiten ſehen.

Das Ritterweſen war in Deutſchland eine fremde Pflanze, die weder das friſche, grüne Laubwerk, noch die reichen, duftenden Blüthen, wie in ihrer ſüdlichen Heimath trieb. Die Araber hatten es in Spanien verbreitet, von wo es nach Frankreich, Sicilien, Italien und bis nach Britannien und Deutſchland kam. Der heitere Himmel, ſeine Wärme, die alles Leben mit einem beſeelenden Athem durchglüht, die Gewächſe üppig höher treibt, und mit aromatiſchen Dünſten ſchwängert, dem thieriſchen Körper mehr Kraft und Gewandtheit gibt, die rohen Bedürfniſſe vermindert und die feinern ſteigert, das freie, fröhliche Daſeyn in der freien, fröhlichen Natur, alles war in den ſüdlichen Ländern den ritterlichen Uebungen und Zügen, der Galanterie und Dichtung günſtiger als im Norden. Hier iſt die Sinnlichkeit thieriſcher, das Geſchlecht gefräßiger und weniger wohl geſtaltet, die Natur ärmer, der Himmel ſtreng, dem rührigen Leben im Freien, und der Entwickelung der körperlichen Schönheit und männlichen Kraft entgegen. Der warme Himmel erwärmt das Blut, daß es raſcher fließt, die Leidenſchaften ſind heftiger, die Einbildungskraft lebendiger. . . . In der kältern Zone

verſchließt die Witterung den Bewohner derſelben in die enge Behauſung, und die karge Befriedigung ſeiner Leibesnothdurft iſt faſt die einzige Aufgabe ſeines mühevollen Lebens. Er braucht mehr zu Koſt, Kleidung und Wohnung, und die weniger fruchtbare Natur gibt ihm weniger. Darum iſt auch das gewandte, heitere und galante Ritterweſen und die Poeſie der Liebe und redſeligen Unterhaltung im Norden nur ein ſteifer Abdruck deſſen, was ſie im lebensfrohen, reichen und nüchternen Süden war. Zum Vortheil des Ritterweſens gab ihm das tapfere Geſchlecht der Normänner etwas von ſeinem abenteuerlichen Heldengeiſte, der die muthigen Scharen zu ſiegreichen Beſitzern ſchöner, fruchtbarer Länder machte, und ertheilte ihm den kühnen Schwung, der es in Frankreich, Sicilien und England ſo ruhmvoll ausgezeichnet hat. Die deutſchen Ritter ſpielten auch nie die Rolle, wie die franzöſiſchen, engliſchen und ſicilianiſchen, beſonders in den Kreuzzügen, und das befreite Jeruſalem erwähnt deren kaum.

Wenn auch das Ritterweſen nicht gerade alle die Tugenden und Vorzüge entwickelt hat, mit denen ſeine Freunde und Verehrer es jetzt gern ſchmücken; wenn es der Einbildungskraft aus der unſichern Ferne mit einem Glanze entgegenſtrahlt, den der

Verſtand in Nähe und Gegenwart an ihm nicht zu bewundern fand; wenn es, wie alle menſchlichen Werke und Inſtitutionen, in der Idee ſich verherrlicht zeigt, wie die Wirklichkeit es nicht geben konnte, dann iſt es doch ſicher auf die ſittliche Bildung nicht ohne Einfluß geblieben. Durch daſſelbe ward das Ehrgefühl und die Tapferkeit geweckt und genährt, und die Pflichten, die es auferlegte, blieben ſeltener unbefolgt, als es ohne das Gebot und die Aufmunterung deſſelben geſchehen wäre. Nicht alle Tugenden, die es vorſchrieb, wurden geübt; aber doch viele, die ihm allein ihre Entwickelung verdankten. An ihm iſt beſonders zu rühmen — was ſo leicht überſehen wird — daß es in der Zeit der Zünfte, Innungen und abgeſchloſſenen Standesgrenzen, ein ſchönes und kräftiges Gefühl der Gleichheit unterhielt und die Würde des Mannes auf ſeinen männlichen Werth gründete, und die Launen und Zufälligkeiten der Geburt und des Glückes nicht darüber entſcheiden ließ; denn nicht bloß der Adel war ritterfähig, ſondern auch der Bürgerliche, der ſich durch ritterliche Thaten und Vorzüge auszeichnete. Der Adel allein gab auch die Ritterwürde nicht, und der Fürſtenſohn mußte ſie, ſo lange das Ritterweſen ſich rein erhielt, ſo gut wie jeder Andere verdienen. Der Ritter von

geringer Geburt ſtand über dem Knappen, wenn die-
ſer auch aus den erſten Häuſern hervorgegangen
war. Man folgte ſich in dem Orden, ohne Rück-
ſicht auf Stand und Abkunft, nach den Stufen und
in der Unterordnung, die deſſen Statuten eingeführt
hatten; als Ritter waren ſich Alle gleich. Mit gro-
ßem Unrecht ließ man dieſe ſchönſte Seite des Rit-
terweſens unbeachtet, oder ſchenkte ihr doch wenig-
ſtens nicht die verdiente Würdigung. Wie weit der
Ordensgeiſt ging, der nur auf ſich beruhen und von
allen fremdartigen Einwirkungen ſich frei erhalten
wollte, beweiſet der Umſtand, daß in den Kreuzzü-
gen chriſtliche Könige ſogar Saracenen, die durch
ritterliche Tugenden glänzten, zu Rittern ſchlugen.

In jedem Falle muß die romantiſche, ritterliche
Stimmung die Manieren veredelt und die Sitten
ſanfter gemacht haben. Da Könige und Fürſten
ſich mit der Dichtkunſt beſchäftigten, die dieſen ro-
mantiſch-ritterlichen Beruf zum Gegenſtande hatte,
und an ihren Höfen einen Wettſtreit unterhielten,
bei dem ſich die Sänger aus der Nähe und Ferne
einzufinden pflegten, und der Sieger den Dank aus
den Händen der Schönen empfing, ſo dürfte wohl
die Behandlung der Untergebenen, das Verhältniß
der Schwachen zum Starken, der Diener zum Ge-

bieter, davon einen milderen Anſtrich gewonnen haben. Dieſer Vortheil war nicht unbedeutend, hätte aber noch bedeutender werden können, wäre die Bildung auf dem eingeſchlagenen Wege fortgeſchritten. Es war ein großer Vorzug, daß die Dichter ſich der Mutterſprache bedienten, ein faſt eben ſo großer, daß ſie ſich mit den Gegenſtänden des wirklichen Lebens beſchäftigten und ſo auf daſſelbe wirkten; im Gegenſatze mit der ſpätern Kunſt, die Sprache, Stoff und Form von einem fremden Volke aus fremden und fernen Zeiten lieh. Auf dieſem Wege, wäre man ihn fortgewandelt, mußte die deutſche Sprache und die deutſche Art in der Denk- und Handlungsweiſe ſich immer mehr ausbilden, und jene bald das Mittel werden die Kenntniſſe zum Gemeingut der Nation zu machen. Es gibt keine rechte, wahre Bildung, die ſich dem Leben eines Volkes mittheilt, ohne eine gebildete Mutterſprache. Wäre ſie die allgemeine Sprache der Schrift geworden, dann würde dieſer einzige Umſtand für unſere Cultur und Geſittung wichtiger geweſen ſeyn, als irgend ein Ereigniß dieſer und der darauf folgenden Zeit. Aber nur die Dichtkunſt bediente ſich der Sprache des Landes. Die wiſſenſchaftlichen Werke, was es nämlich von ſolchen gab, und ſelbſt die Geſchichte, wurden lateiniſch abgefaßt.

Dieſe ſogenannte Sprache der Gelehrten hat uns in unſerer Aufklärung und Bildung um Jahrhunderte zurückgeſetzt.

Um die Verirrung zu vollenden, mußte der kleinliche Scharfſinn der Zeit an die Philoſophie des alten Griechenland's gerathen, die mit der Bildung, den Anſichten und Bedürfniſſen, die damals herrſchten, auch nicht die geringſte Verwandtſchaft hatte. Aus der Philoſophie des Ariſtoteles ward eine ſpitzfindige Dialektik verarbeitet, die zu ergründen und zu beweiſen ſuchte, was dem Menſchen zu wiſſen nicht gegeben iſt. Da die Religion zu den wichtigſten Angelegenheiten der Nation gehörte, ſo ward ſelbſt das Chriſtenthum, oder was man daraus geſtaltet hatte, nach der Lehre des Weiſen von Stagyra behandelt, und er ſelbſt wie ein Kirchenvater angerufen und verehrt. Es entſpann ſich der heftige Kampf zwiſchen den Realiſten und Nominaliſten, den man kaum lächerlich genug finden könnte, wäre er nicht verderblich geweſen. Das Studium der Natur, deren Erſcheinungen die Gelehrten zu beobachten und zu erklären verſchmäheten, wollte in die Ergründung des Urſtoffs aller Dinge eindringen, und man ſtritt ſich mit großer Bitterkeit darüber, ob er ein quid, ein quantum oder quale ſey. Es

ward indeſſen von Freunden wiſſenſchaftlicher Bildung gerühmt, daß ſich der menſchliche Geiſt mit dieſer Dialektik beſchäftigt und an ihr geübt habe, um nach und nach zum Beſſeren, vorbereitet und geſtärkt, überzugehen. In der That, es ſind glückliche Naturen, die in jedem Nachtheil noch einen Vortheil finden, und dem Gebrauche und dem Verſtande ſogar in dem Mißbrauch und dem Unſinn eine Brücke ſchlagen. Ich ſollte glauben, es ſey weniger daran gelegen, ob der Geiſt des Menſchen, als mit was er ſich beſchäftigt. Nichts thun iſt verdienſtlicher als Böſes thun, und die Verrenkung der Glieder kein Gebrauch derſelben zu ihrer Stärkung. Wenn die Seiltänzerkunſt, die den Leib verzerrt, eine wohlthätige Gymnaſtik heißen kann, dann mag auch die Scholaſtik als zur Uebung und Kräftigung des Geiſtes dienlich geprieſen werden. Dieſe ungeheure Verkehrtheit hat beſonders in Deutſchland ihre Zeit weit überlebt, und iſt bis in unſere Tage, nur in oft veränderter Geſtalt und mit gewechſelter Terminologie, ein Theil unſerer Philoſophie geblieben.

Es hat manchen Freund der Kunſt befremdet, daß man eine Zeit, die Meiſterwerke, wie das Lied der Nibelungen, den Straßburger Münſter, den Dom von Köln, Speier und Mainz, nebſt andern gefeier-

ten Denkmälern der Architektur hervorgebracht, barbariſch zu nennen wagt, und ſie wollten mit dieſen Zeugen beſonders die Ehre der Bildung des eilften und zwölften Jahrhunderts retten. Wir fühlen uns auf keine Weiſe berufen, den Werth jener geprieſenen Dichtung, die von der Liebe zum Vaterländiſchen und Alterthümlichen neben, ſelbſt über die Ilias geſetzt ward, und die großen Werke der Baukunſt aus jener Zeit zu würdigen; am wenigſten ſind wir geneigt, ſie herabzuwürdigen; aber für Beweiſe der Cultur und Civiliſation können ſie nicht gelten. Wenn es auch ein Volk in einer bildenden mechaniſchen, ſelbſt in einer Kunſt, oder in einer Wiſſenſchaft, die ihren Reichthum aus Beobachtungen und Verſuchen ſchöpft, ſehr weit gebracht hat, dann folgt daraus doch keineswegs, daß bei ihm Aufklärung und Bildung herrſche. Man kann vorzügliche Kenntniſſe in der Mechanik, Chemie, Mathematik und Anatomie beſitzen, und doch in Allem, was ſich auf das öffentliche und bürgerliche Leben bezieht, eine ſehr beſchränkte oder falche Anſicht haben. Was bezeugen die Pyramiden, von denen vier Jahrtauſende auf uns herunterblicken, als den Sklavenfleiß und die knechtiſche Dienſtbarkeit eines Volkes, das mit Anſtrengung und Entbehrung, unter der Peitſche des Frohnvogts,

ſeufzend die ungeheuern Maſſen zuſammentrug? Wie viele große Werke, vor denen die Nachwelt bewundernd ſteht, ſind bloße Denkmale der Eitelkeit und Selbſtſucht tyranniſcher Gewalt? Wenn die mächtigen Schöpfungen des Genies und Fleißes ſich als Erzeugniſſe des Wohlſtandes, der Kunſtfertigkeit und des behaglichen Daſeyns, das ſich mit allen gemeinen Bedürfniſſen abgefunden hat, unter einem glücklichen, thätigen Volke erheben, dann allerdings verdienen ſie unſere gerechte Anerkennung und Bewunderung; was aber die Macht und Laune durch ein Herrſcherwort von der Arbeitſamkeit, der Entbehrung und dem Gehorſam erzwingt, ſollte vielmehr unſern Abſcheu, als unſere Theilnahme erregen. Dieſe Bemerkung, wenn ich ſie auch auf die Bauwerke des Mittelalters nicht angewendet wiſſen will, mag doch hier an ihrer Stelle ſeyn. Im Allgemeinen beurtheilt der Menſch, und ſo auch die Geſchichte, der Menſchen Werk, das Große und Hervorragende gar oft vom Schein geblendet und von Vorurtheil beſtochen. Großer Reichthum Weniger beſteht gewöhnlich nur bei der Armuth Vieler, und die verſchwenderiſche Pracht der Begüterten neben der Nacktheit und dem Mangel der Dürftigen. Wo Paläſte glänzen, ſind die dunkeln Hütten in der Nähe, und die

Herrlichkeit der Hauptſtadt iſt gar oft der Preis der Verarmung des Landes. Es kann auch anders ſeyn, wenn ein Volk in der Entwickelung ſeiner Anlagen und Kräfte bis zu einem hohen Grade von Wohlſtand und Bildung gelangt iſt. Dann ſehen wir in der Kunſt und dem Luxus die natürliche Frucht des Wohllebens und der Muße. Aber die thörichte Eitelkeit ſucht ſie nur zu oft unnatürlich zu erzwingen, und erzieht ſie als exotiſche Pflanzen koſtſpielig in einem Treibhauſe, weil der Boden und Himmelsſtrich ihrem Gedeihen noch nicht günſtig ſind. Was aber das Treibhaus bringt, iſt ſo wenig Erzeugniß des Landes, als die Arbeiten der Akademien und Hochſchulen Früchte oder Zeichen der Cultur des Volkes ſind. Alle Erhebung und Auszeichnung Weniger, die nur durch die Erniedrigung und Demüthigung Vieler möglich wird, iſt nicht nur unnatürlich, ſondern auch ungerecht.

Ein Gebrauch, der für die Sitten und den Stand der Bildung der Zeit bezeichnend iſt, ſind die Gottesurtheile, Ordalien genannt, die ſich bis in das zwölfte Jahrhundert erhalten haben. Der Beklagte unterwarf ſich, zum Beweiſe ſeiner Unſchuld, der Waſſer- oder Feuerprobe, und die Entſcheidung, ob er ſtrafbar oder ſchuldlos ſey, war ſo, wie man

meinte, dem Himmel überlaſſen. Bei der Waſſerprobe ward in der Kirche ein Keſſel mit Waſſer über ein Feuer geſtellt. In einer gewiſſen Tiefe, die nach der Schwere des Vergehens verſchieden war, lag ein Stein oder Eiſen. Der Kläger und der Beklagte, jeder von zwölf Zeugen begleitet, ſtellten ſich auf beiden Seiten in zwei Reihen auf. Nach verrichtetem Gebete begaben ſich zwei Perſonen, eine von jeder der ſtreitenden Parteien, nach dem Keſſel, um zu prüfen, ob das Waſſer den rechten Grad der Hitze habe, und der in demſelben befindliche Körper ſo tief liege, wie es nach der Größe der Beſchuldigung vorgeſchrieben war. Befand es ſich ſo, dann ſtreckte der Beklagte den bloßen Arm in das Waſſer und holte aus ihm den ſchweren Körper. Sogleich umwickelte ein Geiſtlicher den zurückgezogenen Arm, und beſiegelte den Verband, der nach drei Tagen wieder geöffnet ward. Fand man den Arm geheilt, oder unverletzt, dann war das ein Zeichen der Unſchuld; im entgegengeſetzten Falle mußte der Beklagte als überwieſen die geſetzliche Strafe leiden. Bei der Feuerprobe ward eine Eiſenſtange, deren Gewicht mit der Größe des Verbrechens im Verhältniß ſtand, während der Meſſe in ein Feuer gelegt, wo ſie eine beſtimmte Zeit bleiben mußte.

Dann faßte ſie der Beſchuldigte mit der bloßen Hand, trug ſie drei Schritte im vorgeſchriebener Richtung fort und ließ ſie fallen. Statt die glühende Eiſenſtange in die Hand zu nehmen, ging der Beklagte auch mit bloßen Füßen eine beſtimmte Anzahl von Schritten über ſie, und in beiden Fällen ward der Theil des Körpers, mit dem man die Probe beſtanden hatte, von dem Geiſtlichen ſorgfältig verbunden und verſiegelt und die Schuld oder Unſchuld, nach dem Zuſtande deſſelben erkannt. Der ganze Vorgang ward durch religiöſe Gebräuche, die man dabei beobachtete, feierlich gemacht; und wenn auch das Gottesurtheil ſelbſt höchſt unzuverläſſig war, dann geſchah doch alles, um das unſichere Gewiſſen zu erſchüttern. Ehe der Beklagte die Prüfung beſtehen durfte, brachte er drei Tage mit Beten und Faſten zu. Den dritten und letzten Tag zeigte ihm der Geiſtliche die Gefahr der Vermeſſenheit, ſich auf Gottes Urtheil zu berufen, im Falle ihn die angeſchuldigte That belaſte, und reichte ihm das Abendmahl, wobei er ſeine Unſchuld noch einmal beſchwören mußte. Der Zweikampf, durch den der Adel ſich Recht nahm, ein Gebrauch, der ſich erſt mit dem dreizehnten Jahrhunderte verlor, war kaum geeigneter, die Wahrheit auszumitteln und nach dem

Rechte zu entſcheiden. Auch hier bot man alle Mittel auf, um den Schuldigen durch das aufgeſchreckte Bewußtſeyn ſeiner Schuld muthlos zu machen, oder zu entwaffnen; ward aber ſein eigenes Gewiſſen an ihm nicht zum Richter, dann entſchied Körperkraft, Gewandtheit oder Zufall. Manche gelehrte Juſtiz mag freilich weder gerechter noch ſicherer ſeyn, doch fällt ihre Ungerechtigkeit und Unſicherheit bei dem heimlichen Verfahren und der künſtlichen Verwickelung der Förmlichkeiten, die damit verbunden werden, nicht ſo entſchieden auf.

Gebräuche und Gewohnheiten dieſer Art, die ſo tief in das wirkliche Leben greifen und die Verhältniſſe deſſelben beſtimmen, können eben darum auf das Glück der Völker einen großen Einfluß haben. Sonſt ſind Glauben und Meinen, Herkommen und Angewöhnung bei weitem nicht ſo folgereich und wichtig, als man gewöhnlich dafür hält. Ein Volk findet an dem andern Volke, eine Zeit an der andern, ein Stand ſogar an dem andern Stande alle Begriffe, Anſichten und Gebräuche, die ſie unterſcheiden, auffallend, ſogar lächerlich und albern. Man faßt den Unſinn, die Thorheit nicht, die man nicht theilt. Man findet den religiöſen Glauben, die Gebräuche und Gewohnheiten, die nicht die unſrigen ſind, abge-

ſchmackt. Alles Bekannte und Vertraute iſt uns lieb geworden; die Angewöhnung macht das Seltſamſte natürlich, das Schwere leicht, das Entbehrliche zum Bedürfniß, das Widerliche angenehm. Sie veredelt unſern Irrthum zur Wahrheit, unſere Thorheit zur Weisheit, unſere Lächerlichkeit zum würdigen Ernſte. So beurtheilen ſich Nationen, Geſchlechter, Jahrhunderte, Confeſſionen und Stände, und dieſes Urtheil hat ſelbſt die Geſchichte faſt immer angenommen und beſtätigt. Aber dieſe Thorheiten, dieſer Wahn, dieſe Irrthümer ſind glücklicherweiſe in der Regel für das Wohl der Völker von nicht großer Bedeutung. So ſehr auch die poſitiven Religionen, die philoſophiſchen Syſteme, die angeerbten Gebräuche und Gewohnheiten von einander abweichen, wir werden die Menſchen beſtändig nach demſelben Ziele, durch dieſelben Mittel ſtreben ſehen. Die abgeſchmackteſte Religion, die tollſte Schulweisheit, die widerſinnigſte Ueberlieferung hat nie das Laſter empfohlen, das Verbrechen geheiligt und die Begriffe des Menſchen ſo verkehrt, daß er die Sünde für verdienſtlich, die Entbehrung für Genuß und die Marter für ein Vergnügen gehalten hätte. Wo er dagegen entartet und verdorben war, da wußte er aus der reinſten Lehre Folgerungen zu ziehen, die

mit ſeinen ſchlechten Begierden in Einklang ſtanden. So ſahen wir die Religion der Liebe und Duldung die Bekenner derſelben in Henkersknechte von ihres Gleichen, und die erhabenſten Grundſätze der Freiheit Die, ſo ſie lehrten und verbreiteten, in Tyrannen verwandeln. Wir haben geſehen, daß der Glaube an die Seelenwanderung die Menſchen ſchonend und mild gemacht, und daß Ungläubige, die ein künftiges Leben leugneten, die Tugend zum höchſten Gute erhoben haben. Alle dieſe Verirrungen in Glauben und Meinen, alle die oft verabſcheuenswürdigen Dogmen und lächerlichen Philoſopheme haben auf die geſellſchaftlichen, bürgerlichen und politiſchen Verhältniſſe des Menſchen nie den verderblichen Einfluß geäußert, den man von ihnen fürchten zu müſſen ſchien. Fällt auch ſo eine Meinung, eine Satzung und Anordnung ſtörend in das Leben, dann kehren und drehen die Bedürfniſſe deſſelben ſie ſo lange um, bis die harten, abſtoßenden Ecken abgerieben ſind, und der Narrheit und dem Aberwitze ſelbſt eine Seite abgewonnen wird, die mit den Neigungen des Menſchen und dem, was ihm in der Geſellſchaft Noth thut, verträglich zuſammenſtimmt. Der heilloſeſte Despotism des Orients und der ausſchweifendſte Aberglaube haben den Grundſatz noch nicht aufge-

ſtellt, daß ſie die Vollmacht und den Beruf hätten, die Völker zu quälen und zu verderben. Man hat darum auch Unrecht, wenn man von der Glaubenslehre, den Theorien des Staatsrechts, den religiöſen Gebräuchen und geſellſchaftlichen Gewohnheiten eines Volks, kurz von ſeinem Gottesdienſte, ſeiner Wiſſenſchaft und ſeinem Ceremoniel auf den wahren und wirklichen Inhalt ſeines Lebens ſchließt. Es mag kaum einen Glauben, kaum eine Lehre geben, die nicht Heilige und Verbrecher, ihre Weiſen und Narren zählte. Außer dem Chriſtenthum finden wir — im wahren Sinne des Wortes — beſſere Chriſten, als Tauſende in ihm geweſen, und in ihm ſo ſchlimme Heiden, als ſie das Heidenthum ſelbſt nur immer aufzuweiſen hat. Auch in unſerer Zeit entſtellt die höchſte Abgeſchmacktheit manchen poſitiven Glauben, unſere Geſetzgebung und Staatswiſſenſchaft, und doch können die Menſchen, die ſich zu ſolcher Kirche und zu ſolchen politiſchen Syſtemen bekennen, geſcheidt und verträglich ſeyn. Die Dogmatik und die Liturgie ſind für die Religion eines Volks, und die wiſſenſchaftlichen Syſteme für ſeine gelehrte Bildung ohne Zweifel höchſt wichtig; aber auf ſein häusliches und öffentliches Leben, auf ſeinen Wohlſtand, ſein Glück, ſeinen Geiſt und Charakter haben ſie den Einfluß politiſcher Inſtitutionen

nicht, wie die Oeffentlichkeit oder Heimlichkeit des Verfahrens der Staatsbehörden, beſonders der Gerichtshöfe, die Theilbarkeit oder Untheilbarkeit des Grundeigenthums, Preßfreiheit oder Preßzwang, oder das Zugeſtändniß von Vorrechten an einen Stand zum Nachtheil der übrigen Stände. Ueberhaupt geht alle Theorie mehr dem wirklichen Leben nach und bildet ſich nach ihm, als daß die That durch das Wort erzeugt und beſtimmt würde. Die ſogenannte Philoſophie Epikur's hat keineswegs das ſinnliche Wohlleben hervorgerufen, ſondern dieſes vielmehr die Anſichten, Maximen und Grundſätze deſſelben in ein Syſtem gebracht.

Bei dem Verdachte eines Friedensbruches, der Ruheſtörung und Verletzung des Geſetzes, wo der Verdächtige nicht überwieſen werden konnte, durfte er ſich, war er ein Freier, mit einem Eide reinigen, der ihn vor der Geſellſchaft von aller Schuld befreiete. Mit ihm ſchwur aber eine Anzahl Verwandter oder Bekannter, denen ſeine Lebensweiſe nicht verborgen war. Dieſe, Eideshelfer (Conſacramentale) genannt, gaben nicht bloß Zeugniß für die Unſchuld des Beklagten, ſondern verbürgten ſich auch für ſeinen Werth und ſeine Rechtlichkeit. Dieſer Geiſt des Gemeinheitlichen und der Genoſſenſchaft, der das

ganze öffentliche Leben der deutſchen Völker jener Zeit beſeelt, war ein mächtiger Hebel, der mit Leichtigkeit die größten Laſten trug und in einſtimmige Bewegung ſetzte. Er iſt auch wirklich für den Staatsmann der Hebel Archimed's, wenn er ihn anders zu behandeln weiß. Wie bei dieſen Eideshelfern, war bei Gemeinheiten, Orden, Innungen, die Ehre des Einen, ſeine Unſchuld und Verantwortlichkeit, die Ehre, Unſchuld und Verantwortlichkeit ſeiner Genoſſen. Der Einzelne hatte den Zweck des Ganzen, und das Ganze den des Einzelnen; ſo fand Einer in dem Andern nicht nur einen befreundeten Helfer in der Noth, ſondern auch einen wachſamen Aufſeher in Verſuchung und Gefahr. Der Staat mit ſeinen Entwürfen und Mitteln liegt jetzt dem Bürger entfremdet in der Ferne; ſelbſt wenn er zu ihm ſpricht, geſchieht es in einer ihm faſt fremden Sprache. In einem großen Ganzen verſchwindet der Einzelne, und ſteht vereinzelt in der Geſellſchaft. Will man auf ihn wirken, dann muß man ihm ein näheres Intereſſe geben, und einen Wirkungskreis, in dem er ſich frei und bekannt bewegt. Doch muß dies Intereſſe im Intereſſe des Staates ſeyn, und dieſe Wirkſamkeit die des Staates unterſtützen, wie in den kleinen Zwecken der Verbrüderung und Genoſſenſchaft

der große Zweck des Staates gefördert werden muß. Das thun gut gebildete und geſchickt geleitete Verbindungen, und mit dem oft verkannten Gemeinde- und Corporationsgeiſte laſſen ſich Wunder wirken, in wie weit menſchliche Anſtrengung ſie wirken kann. Allerdings bringt er auch Gefahr und wird dem Staate verderblich, wenn dieſer ſich auf eine zweckmäßige Leitung nicht verſteht. Das aber iſt der Fall mit jeder Kraft. Was nützlich iſt, kann auch nachtheilig wirken. Die beſte Waffe in des Ungeſchickten Hand iſt die gefährlichſte für ihn. Der Tod allein bleibt ruhig und läßt in Ruhe. Wer Völker regieren will, muß die Regierungskunſt verſtehen. So iſt es auch mit jeder andern Kunſt, ſelbſt mit dem einfachſten Gewerbe.

Betrachtet man die Art, wie beſonders in den letzten Jahrhunderten der Periode, mit der wir uns beſchäftigen, die Gerechtigkeit verwaltet worden, dann muß man die Lage des Bürger- und Bauernſtandes höchſt bedauernswürdig finden. Eine ſchnelle und nicht koſtſpielige Rechtspflege iſt das erſte Bedürfniß der Staatsgenoſſen, und wo ſie ihnen zu Theil wird, die erſte Wohlthat. Das ganze Leben des Volkes bewegt ſich in den engen Schranken ewig gleicher Beſchäftigungen, die den Erwerb und die

Erhaltung eines Eigenthums zum Zwecke haben, das ein ruhiges und bequemes Daſeyn ſichert, in wie weit ihm ein ſolches beſchieden iſt. Was ſich demnach auf die Sicherheit ſeiner Perſon, das Mein und Dein, oder die Mittel ſeiner Subſiſtenz bezieht, hat für daſſelbe den höchſten Werth. Gute bürgerliche und peinliche Geſetze, eine kräftige und gleiche Rechtspflege befriedigen ſeine erſten Wünſche, ſeine dringendſten Bedürfniſſe; und wären dieſe Wohlthaten immer ohne politiſche Freiheit zu erlangen und zu erhalten, dann würde es gegen dieſe, die ihm einen Antheil an der Geſetzgebung und der Aufſicht über die Verwaltung des Staates gibt, ziemlich gleichgültig ſeyn. Bei dem Volke ſtehen darum auch diejenigen Fürſten im beſten Rufe und in dankbarer Erinnerung, die ihm eine gute Juſtiz ſicherten, ſelbſt wenn ſonſt ihre Regierung herriſch war. In der Zeit aber, von der wir reden, hatten die Geſetze unendliche Mängel und Gebrechen, und — worin vielleicht der größte Fehler lag — die Richter waren mit ihrem ganzen Einkommen nicht bloß an die ſtreitenden Parteien angewieſen, ſondern mußten auch noch eine Abgabe von ihrem Dienſt entrichten. Die Gerechtigkeitspflege war eine Quelle der Bereicherung; und da von der Menge und der Dauer der

Proceſſe die Größe ihres Ertrags für den Richter abhing, ſo mochte dieſer nicht beſonders darauf denken, ſie zu verhindern, oder abzukürzen. Auch war die Beſtechlichkeit ſehr allgemein, und ſchien ſo wenig Schande zu bringen, daß die Kläger und Beklagten ſich ganz offen ſelbſt an die höchſten richterlichen Behörden, ja an den Kaiſer, wendeten und ſich überboten.

Gegen Raub und Gewaltthat, die der Adel und die Vornehmen an ſich ſelbſt und beſonders an dem Bürger= und Bauernſtande übten, war ſelten oder nie Gerechtigkeit zu erlangen. Alles Recht lag in der Fauſt, und wer es nicht erfechten konnte, mochte darauf verzichten. Auf jeder feſten Höhe, die Sicherheit und einen leichten Ausflug auf Beute verſprach, lag die Burg eines Edelmanns, und jede Burg war der Hinterhalt eines fehdeluſtigen Großen, von der er auf Raub ausging, und wo er ihn verwahrte. Jede Art von Erpreſſung und Beraubung ward ohne Scheu und Scham an Reiſenden, beſonders an Kaufleuten, und ſelbſt an dem Felde und der Wohnung des Landmanns verübt. Die geiſtliche und die höhere weltliche Macht boten ſich vergebens die Hände, um dieſen Raubfehden ein Ende zu machen. Kirchengebote und Staatsgeſetze

befahlen umſonſt den Gottes- und Reichsfrieden; da keine Gewalt da war, welche die Gewalt bändigte, ſo halfen Bann und Beſchlüſſe nichts. Dieſer Zuſtand war allerdings kläglich, und nichts bezeichnet die geſunkene Macht des Reichsoberhauptes mehr, als die langen vergeblichen Anſtrengungen, den Frieden wieder herzuſtellen. Schriftſteller unſerer Tage, die dem Mittelalter gern das Wort reden, haben die Bemerkung gemacht, dieſe Befehdungen und Räubereien ſeyen zwar ein großes Uebel geweſen, doch ſtellte man es ſich ſchrecklicher vor, als es ſich in der That erwieſen. Solche gewaltthätige Plackerei, meinen ſie, gefährde wohl die Sicherheit und das Eigenthum, wirke aber nur vorübergehend, da die methodiſche und nachtheilige Ausſaugung unſerer Finanzſyſteme dagen der arbeitenden Claſſe immer nur ſo viel Blut und Kraft laſſe, als ſie brauche, um fortleben und fortarbeiten zu können. Selbſt unſer Friede, ſagen ſie, ſey gegen Gewerbe, Handel, Kunſtfleiß und Ackerbau ein fortgeſetzter Krieg, zwar nur ein heimlicher und ſtiller, der aber dieſelben Folgen, durch Mauthen, Zölle, Abgaben und die ſtehenden Heere hervorbringe. Der wirkliche Krieg ſey jetzt weit verderblicher als damals, weil ihn der Bürger führe, bezahle und auch alle

Laſten und Wehen deſſelben trage, die Conſcriptionen, Requiſitionen, Contributionen und Einquartirungen aber weit verderblicher wirkten, als vorübergehende Einfälle und Streifzüge einiger Dutzend Burgmannen. Sey die damalige Wirthſchaft, ſprechen ſie, etwas roh und wild geweſen, dann dürfe man die heutige für etwas zu fein und zahm halten. Der Menſch ſey eine wahre Staatspuppe geworden, die man beſtändig an dem Draht der Geſetze und Verordnungen tanzen laſſe; er gelte allenthalben, in und außer der Heimath, für einen Spitzbuben, müſſe ein Papier bei ſich tragen, in dem er ſignaliſirt ſey, und es bei jedem Schritte und Tritte vorzeigen, um ſeines Wegs ziehen zu dürfen, wenn es den lauernden Beamten und Angeſtellten ſo gefalle; an jeder Grenze kehre man ihm die Taſchen um und durchwühle ſein Gepäck. Man möge nur bedenken, mit wie vielen Banden eine einzige, aber unendliche Wiſſenſchaft, die Polizei, ihn geknebelt und gefangen durch das Daſeyn führe, ja ſchon vor demſelben ihn als ungeborne Frucht belauſche, nach ihm, für ſein Begräbniß ſorge und ihn erſt unter der Erde loslaſſe. Mit der Kindheit hocke ſich ihm dieſe ewige und allgegenwärtige Polizei in hundert Geſtalten auf, treibe ihn aus lauter zärtlicher Theil=

nahme und Fürſorge geängſtigt und müde durch das Leben. Als Unterrichtspolizei ſetze ſie ſich ſchon neben den ABCſchützen wachſam auf die Schulbank, beſtimme die Spiel- und Lehrſtunden und den ganzen Unterricht, begleite ihn dann auf allen niedern und höhern Schulen, und ſtelle ſich noch horchend, mahnend und einflüſternd neben den Profeſſor auf den Katheder, neben den Prediger auf die Kanzel und den Prieſter an den Altar. Als Geſundheitspolizei mache ſie in jedem Hauſe das Geſchäft der Keller- Küchen- und Speichermeiſterin; als Baupolizei beſtimme ſie die Lage des Hauſes, die Art es zu bauen und zu decken, ſeine Höhe, Länge und Tiefe, ohne Rückſicht auf die der Caſſe des Bauherrn zu nehmen; als Feuerpolizei beſehe und bewache ſie Herd, Kamine, Oefen und Schornſteine. Der Gewerbpolizei, Armenpolizei, Feldpolizei, Gemeindepolizei, Forſtpolizei, Jagdpolizei und einiger Dutzend anderer Polizeien wolle man nicht erwähnen. Den Schluß mache die geheime und hohe Polizei, die das Werk kröne, und alles aufnehme und in ſich faſſe, was den andern Polizeien habe entgehen mögen; jene beſtelle die innigſte Freundſchaft, das zärtlichſte Verhältniß, die vertrauenvollſte Hingebung zum Aufpaſſen und Verrathe, dieſe übergebe den Menſchen, an den man wolle, der Gewalt unbedingt, da alle

übrigen. Polizeien nur unter Bedingungen und mit Formen über ihn verfügen ließen. So reden die Freunde der Vergangenheit von der Gegenwart. Sollten dieſe Bemerkungen auch mehr boshaft als begründet ſeyn, dann zeigen ſie wenigſtens, daß keine Zeit und kein Geſchlecht ohne ihre Plage ſind, und daß, wenn der Gedanke, Gefährden des Unglücks zu haben, das Gefühl deſſelben mildert, immer eine Zeit in der andern und ein Geſchlecht in dem andern dieſen traurigen Troſt finden kann.

Wie in der Natur gewöhnlich jedes Uebel, wenn es zu einem gewiſſen Grade gelangt, ſein eignes Heilmittel herbeiführt, ſo führten auch die ewigen Räubereien und Befehdungen eine höchſt merkwürdige Erſcheinung herbei, die für Ordnung, Frieden, Kunſtfleiß und bürgerliche Freiheit die wohlthätigſten und ausgebreitetſten Folgen hatte. Was Kaiſer und Reich, was der Papſt und die Kirche nicht vermochten, bewirkten Bündniſſe von Städten. Zu dem rheiniſchen Städtebunde legte ein Mainzer, Namens Walpoden, den Grund. Ueber ſiebenzig Städte, von Zürich bis Aachen, verbanden ſich gegen die Fehde- und Raubſucht des Adels zu ihrer eignen Sicherheit und Ruhe. Dieſe Vereine hatten höchſt bedeutende Wirkungen. Nicht nur ſtellten ſie Heere auf zur

Bekämpfung der Friedensſtörer, wo ſie die Ordnung gefährdeten, ſondern ſchleiften auch ihre Raubneſter, zwangen die Mindermächtigen, ihren gewaltthätigen Bedrückungen zu entſagen, und ſelbſt die Fürſten, die auf dem Rheine vervielfältigten Zölle zu vermindern und dem Verkehr die drückendſten Beſchränkungen abzunehmen. Dem rheiniſchen Städtebund, der ſich 1247 zu bilden anfing, war der Hanſeatiſche (1241), doch mit weit beſchränkterem Zwecke und geringeren Mitteln, vorausgegangen. Dieſer berühmte Verein, der ſpäter ſo mächtig geworden iſt und an neunzig Städte, faſt alle bedeutende Orte vom Rhein bis an die Düna, von Stockholm bis in die Niederlande, in ſich ſchloß, hatte Anfangs bloß die Beſtimmung, die Straße zwiſchen Lübeck und Hamburg zu ſichern. Die Städte ſelbſt gewährten hinter ihren Befeſtigungen, die eine waffenkundige und freiheitsliebende Bürgerſchaft vertheidigte, Sicherheit. Gewerbfleiß bereicherte die arbeitſamen Claſſen der Handwerker, Kaufleute und Künſtler. Das Vermögen gab Anſehen, Selbſtſtändigkeit und Einfluß. Es bildeten ſich jene Städteverfaſſungen, die man in Italien blühen und ſo ſchöne Früchte tragen ſah, und die bei geſetzlicher Unterordnung einen republikaniſchen Geiſt nährten, der dem Gemeinweſen ſo erſprießlich

iſt. Natürlich thut Jeder ſo gut er kann, was er für ſich thut, und ſein eigenes Geſchäft verſteht er auch in der Regel beſſer als Andere. Wo übrigens Keinem die Bahn der Ehre und des Gewinns verſchloſſen iſt, da entwickeln ſich die Kräfte in nacheiferndem Wettſtreite am vielſeitigſten und ſchnellſten. Der Wohlſtand will Freiheit, die Freiheit nährt den Wohlſtand; Armuth, Sklaverei und dumme Trägheit ſind Schweſtern einer und derſelben elenden Familie. Verſteht auch der Bürger wenig von dem verwickelten und ihm frenden Staatsweſen, dann verſteht er dagegen das einfache und ihm nahe liegende Gemeindeweſen am beſten. So blüheten auch die Städte am Rhein, an die ſich ſpäter die ſchwäbiſchen anſchloſſen, und die Hanſa in Freiheit, Wohlſtand, Ordnung und Betriebſamkeit auf, daß ſie noch jetzt, wo ſo viel Herrlichkeit für Deutſchland faſt ein neckender Traum geworden iſt, unſere Bewunderung erregen. Da entwickelten ſich jene geſellſchaftlichen Verhältniſſe, die, wo ihnen kein Hinderniß gewaltſam entgegentrat, wie in den Staaten und Städten, die Handel trieben, eine Ordnung der Dinge herbeiführten, die ſelbſt die politiſche Grundlage derſelben veränderte. Die Induſtrie erhob ſich an der Seite des Ackerbaus, erſt mit

gleichen, dann mit größern Anſprüchen, weil ſie größern Reichthum und dem Landbau ſelbſt erſt das wahre Leben giebt. Das Vermögen, von der Scholle entfeſſelt, ward mehr geiſtiger Natur, daß es die plumpe Gewalt nicht, wie den Boden, als ein Unterpfand der Abhängigkeit ſeines Beſitzers faſſen und feſthalten konnte. Es war möglich, den Werth von weiten Ländereien in der Brieftaſche mitzunehmen, und der Bedrückte in einem Lande ging, ſeinen Reichthum in der Taſche, unbemerkt über die Grenzen, um ein andres aufzuſuchen, wo er eine freundliche Aufnahme fand. Ein Theil des Adels zog aus Liebe zu Sicherheit und Ordnung, oder aus Bequemlichkeit, den Aufenthalt in der Stadt dem auf den öden Burgen vor, und erhielt in der bürgerlichen Geſellſchaft das Anſehen und den Einfluß, auf welche die Zeit ihm, der Geburt und oft auch früherer Verdienſte wegen, ein Recht gab. Die patriciſchen Geſchlechter, an die der Landadel ſich anſchloß und mit denen er ſich, ihres Reichthums wegen, nicht ungern vermiſchte, bildeten in dem Städteweſen einen eigenen Stand, der auf die Gemeindehaushaltung bedeutend und auch vortheilhaft einwirkte. Es geſtaltete ſich ein von Ariſtokratie und Demokratie zuſammengeſetztes Regiment, das, wenn es wohl geordnet iſt, Beſtand

und Beweglichkeit, Feſtigkeit und Regſamkeit, Erhaltung und Veränderung glücklich vereint, und das Alte durch Beimiſchung von Neuem verjüngt und ſtärkt. Solche Regierungsform hat ſich beſonders für Staaten von beſchränktem Umfange, wo ſie ſich neben großen erhalten konnten, als gedeihlich bewährt. Der Kaiſer und die großen Fürſten zeigten ſich den ſtädtiſchen Bündniſſen nicht abgeneigt, weil ſie den Reichsfrieden, den ſie ſelbſt vergebens zu begründen ſuchten, förderten, und den unruhigen Adel, mit dem ſie nicht fertig werden konnten, im Zaum hielten. Darum fand auch der rheiniſche Städtebund bei dem Kaiſer Beifall und Unterſtützung, und mehrere Fürſten, unter denen die drei geiſtlichen, traten ihm als Glieder bei.

Unter den Gebräuchen, Uebungen und Beluſtigungen dieſer Zeit verdienen auch die Turniere erwähnt zu werden, in denen der Adel ſich, für den Dank aus ſchöner Hand, aus dem Sattel hob und in den Sand legte. Dieſer ritterliche Brauch, zu dem nur die edle Ebenbürtigkeit gelaſſen ward, entſprach den Sitten, in denen ſich rohe Stärke mit romantiſchem Heldenmuthe paarte. Daß es eben nicht immer zart dabei zugegangen, beweiſen die vielen Todten, die in ihnen blieben, und ſie mögen dar-

um einer ſanfteren Geſittung nicht förderlich geweſen ſeyn, beſonders da die Frauen bei ihnen zugegen waren. Man hat Beiſpiele, daß in einem einzigen Turniere bis ſechzig Ritter getödtet worden. Darum erklärten ſich auch die Päpſte und Biſchöfe nachdrücklich gegen das wilde Spiel, in dem zum Zeitvertreib Blut vergoſſen ward. Die Geiſtlichkeit ging in ihrem Eifer oft ſo weit, daß ſie die Beförderer der Turniere, und die in ihnen gefallen waren, mit dem Bann belegte; aber die Sitte war auch hier ſtärker als das Geſetz, und behauptete ſich, wie gewöhnlich, bis ſie von einer andern verdrängt ward. Ueberhaupt mochte das Ritterweſen ſeine bedenklichen Seiten haben, welche die Dichtkunſt, des ſchönen Stoffes wegen, den es ihr darbot, gern überſah. Allerdings ſchwur der Ritter, bei ſeiner Aufnahme in den Orden, an den Schutz des Glaubens, der Kirche und ihrer Diener, der Wittwen und Waiſen und der Bedrängten überhaupt ſein Leben zu ſetzen. Aber man weiß auch, daß Niemand häufiger ſchwört, als wer wenig Glauben findet, und daß ſich der am meiſten Muth zuſpricht, der ihn am nöthigſten braucht. Geſchichtſchreiber der damaligen Zeit, und unter ihnen Peter von Blois, machen keine anziehende Beſchreibung von den Ritterorden, die, wie dieſer

ſagt, ſich dadurch auszeichnen, daß ſie von Ordnung nichts wiſſen wollen. Nach ihm beſtanden ſie größtentheils aus unſittlichen Rauf- und Trunkenbolden.

Da die Kreuzzüge in die letzten Jahrhunderte (von 1096 bis 1248) des Zeitraums fallen, mit dem wir uns beſchäftigen, ſo müſſen wir derſelben auch erwähnen. Faſt zwei Jahrhunderte ſtrömte die chriſtliche Bevölkerung des Abendlandes nach dem Orient, um Paläſtina, und beſonders das Grab unſeres Heilandes, aus den Händen der Ungläubigen zu befreien. Eine gewaltige Begeiſterung hatte die andächtigen Gemüther ergriffen, und die frommen Schaaren ergoſſen ſich in fünf Hauptzügen — die zahlreichen unbedeutenderen Schwärme ungerechnet — nach dem Lande, wo der Erlöſer geboren worden, gewandelt und gelitten hatte, und begraben liegt, um den heiligen Boden von der Anweſenheit der Bekenner eines falſchen Glaubens zu reinigen. Die Geiſtlichkeit und beſonders die Päpſte begünſtigten dieſe Züge aus Andacht und wohl auch aus Intereſſe; denn ſie dienten, ihre Gewalt über die Gemüther zu befeſtigen, die weltlichen Großen zu entfernen, deren Nähe ihnen läſtig war, und die Monarchen, beſonders die Kaiſer, die mit der geiſtlichen Macht im Kampfe lagen, auf eine dem römiſchen Stuhle unſchädliche,

wo nicht nützliche Weiſe zu beſchäftigen. Darum erhielten auch die Kreuzfahrer jede Art von Aufmunterung, die Frommen Erlaſſung der Sünden, die Verſchuldeten Zahlungsfriſten, Niedriggeborne Rechte und Vorzüge, die ſonſt nur den Geiſtlichen oder Edelleuten zukamen. Es wurden alſo auch weltliche Mittel aufgeboten, um die Chriſten zu dem frommen Werke zu ermuntern, und wen die Andacht nicht aus der Heimath trieb, den lockte die Hoffnung eines beſſeren Looſes, da er der Verfolgung harter Gläubiger und dem Drucke des Adels entging. Wer zum heiligen Kriege zog, der unter dem Geſchrei: Gott will es! war beſchloſſen worden, durfte, wenn er Lehen hatte, ſie ohne Einwilligung des Lehensherrn veräußern und verpfänden; den Geiſtlichen ward das Privilegium in Betreff ihrer Beneficien auf drei Jahre zugeſtanden. Die Kreuzfahrer waren für ihre Perſon wie für ihre Güter unter den Schutz und die Gerichtsbarkeit der Kirche geſtellt, und von allen Steuern und öffentlichen Laſten frei. Manche verführte die Luſt zu Macht und Reichthum, beſonders die Führer und Häupter, die ſich Königreiche und Fürſtenthümer erobern wollten. Es vereinigten ſich alſo viele Gründe, die auf die Stimmung der damaligen Zeit wirkten, um die ſeltſame

Erſcheinung der Kreuzzüge herbeizuführen: die Gewißheit, durch das Gott gefällige Werk ſeine Sünden abzubüßen und das Himmelreich zu gewinnen, die Ausſicht auf ein freieres Leben, auf Beute und Ruhm, und das mächtige Beiſpiel endlich, das eine Thorheit ſo leicht wie eine verſtändige Anſicht anſteckend macht und in Umlauf ſetzt. Welcher Geiſt übrigens die frommen Kreuzfahrer im Allgemeinen trieb, zeigte ſogleich das Benehmen der erſten Schwärme, die aus Deutſchland nach Paläſtina aufbrachen, und das andächtige Werk mit dem Morde und der Plünderung der Juden begannen. Auch benahmen ſich Viele gegen ihre eignen Glaubensbrüder, in den Ländern, durch die ſie kamen, ſo unfreundlich, daß dieſe gegen die Kreuzfahrer ſelbſt Kreuzzüge zu unternehmen genöthigt waren.

Man hat viel über die Vortheile und Nachtheile der Kreuzzüge geſprochen, beſonders in der neuern Zeit, wo das Mittelalter der Gegenſtand fleißiger Forſchungen geworden iſt. Ohne Zweifel bietet daſſelbe Manches dar, was eine höhere Beachtung verdient, als man ihm bisher geſchenkt; aber die Neigung, das Gegentheil von dem zu ſagen und zu thun, was vor uns geſagt und gethan worden, hat wohl auch einen bedeutenden Antheil an der

Entdeckung aller Vortrefflichkeit, die Einige in dem Mittelalter finden wollen. Betrachtet man die Beweggründe, denen die Kreuzzüge ihr Entſtehen verdanken, dann ſind ſie eben nicht beſonders ehrenvoll, weder für den menſchlichen Geiſt, noch für das Gemüth. Die religiöſe Stimmung, von der man die Kreuzfahrer ſo gern beſeelt ſieht, zeugt weniger für echte Religioſität und wahres Chriſtenthum, als für rohen Aberglauben. So groß die Unternehmung durch ihre Maſſe erſcheint, da ſie eine Art von Völkerwanderung bildet, ſo wenig Erhebendes und Anziehendes hat ſie in ihrem Zwecke und in ihren Mitteln. Jener iſt von der gemeinen Natur, die gewöhnlich Menſchen in Bewegung ſetzt: Aberglaube, Noth, Verlangen nach Reichthum, Macht und kriegeriſcher Ehre. Die Mittel wurden mit ſo weniger Geſchicklichkeit geleitet und angewendet, daß ſie mit dem Zweck, den ſie wirklich erreicht haben, in keinem Verhältniſſe ſtehen. Was menſchlichen Unternehmungen ſonſt unſere Bewunderung und Achtung ſichert, ein edles großes Ziel, auch wenn die Kraft im Streben nach ihm erliegt, oder Muth und Geiſtesſtärke, die Ungewöhnliches vollbringen, fehlt den Kreuzzügen. Einzelne haben ſich in ihnen hervorgethan; aber daß Einzelne ſich rühmlich ausgezeichnet, macht

das Ganze der Unternehmung und ihren Erfolg nicht glücklicher und beſſer. In weniger als zwei Jahrhunderten haben ſich über fünf Millionen Menſchen in dem fruchtloſen Kampfe für die Befreiung des heiligen Grabes verblutet. Für die Sittlichkeit war die Unternehmung vielleicht noch verderblicher als für die Bevölkerung, und ſie löſte ſo völlig faſt alle Bande des bürgerlichen und häuslichen Lebens auf, daß in der Heimath, wie bei dem Heere, die Zügelloſigkeit kaum mehr Schranken kannte. Allerdings laſſen ſich auch einige nützliche Folgen der Kreuzzüge nicht verkennen; aber das Schickſal hat ſie aus ihnen entwickelt, das ſo oft die Thorheit zum Fußgeſtelle der Vernunft, die Gewaltthat zur Mutter der Freiheit, und das Laſter zur Pflegerin der Tugend macht; ſie konnten ſo wenig in der Abſicht der Kreuzfahrer liegen, daß dieſe auch keine Ahnung davon hatten. Es iſt wohl eine müßige Frage, wie ſich das bürgerliche und politiſche Leben in dem Abendlande ohne die Kreuzzüge geſtaltet haben dürfte; aber bedenken mögen die Lobredner derſelben doch, daß dem Schickſale, in der damaligen Lage von Europa, Stoff genug zu Verbeſſerungen gegeben war, den es auch ohne Zweifel mit einem Erfolge bearbeitet haben würde, den wir jetzt nicht

erkennen, weil er nicht Thatſache geworden iſt. Hat es an die Kreuzzüge, zu deren Vortheil ſich ſo wenig ſagen läßt, wohlthätige Wirkungen geknüpft, an die Niemand dachte, wie mögen wir leugnen, daß es aus der damaligen Lage von Europa, ohne die Kreuzzüge, einen glücklichern Zuſtand hätte entwickeln können?

Diejenigen, welche den Kreuzzügen eine günſtige Einwirkung auf den Zuſtand von Deutſchland zuſchreiben, ſcheinen vorauszuſetzen, daß ohne ſie dieſer Zuſtand derſelbe würde geblieben ſeyn. Eine ſolche Stabilität aber iſt nicht in der Natur, und, ihren Geſetzen gemäß, findet eine beſtändige Entwickelung, wenn auch nicht gerade immer zum Beſſeren, Statt. Wie die Dinge vor den Kreuzzügen in Deutſchland ſtanden, ließ ſich eine vortheilhafte Veränderung für ſeine Bewohner erwarten. Die Anlegung von Städten war ſchon von Heinrich I. (919 — 936) begünſtigt worden, und hatte einen guten Fortgang. Aus vielen Gründen zog man den Aufenthalt in denſelben dem auf dem Lande vor, wegen größerer Freiheit und Sicherheit, und weil der Bürger in ihnen ſich leichter nähren und zu einigem Wohlſtande gelangen konnte. Die Kaiſer, welche die ſtädtiſchen Vorrechte zu verleihen hatten, mußten das Aufblühen eines freien Bürgerſtandes

gern ſehen, weil er ihren Geldbedürfniſſen neue Hülfsquellen eröffnete, und ein Gegengewicht gegen die Macht des Adels darbot, der auf Koſten des kaiſerlichen Anſehens groß und faſt unabhängig geworden war. Es iſt kein Zweifel, daß ſich das Städtewe-ſen, dem natürlichen Gange der Dinge, wie er ſich damals geſtaltet hatte, überlaſſen, von ſelbſt erweitert und ausgebildet haben würde, und daß ihm die Kreuzzüge, die aller Cultur und Geſittung an ſich feindſelig entgegenwirkten, mehr hinderlich als förderlich geweſen ſind. Von welcher Seite man auch dieſe ſeltſame Erſcheinung betrachten mag, um ihr ein vortheilhaftes Licht abzugewinnen, die wilden Züge nach dem Orient, die Erſchütterung, welche mit ihrem Aufbruche in dem Lande verbunden war, der Zuſtand von Unordnung, Verwirrung und Geſetzloſigkeit, der ſich davon nicht trennen ließ, hemmten jede innere Entwickelung der geiſtigen, moraliſchen und induſtriellen Anlagen. Das iſt der Fall mit allen tiefgehenden Bewegungen, welche die Maſſen erſchüttern, in Thätigkeit ſetzen und lange Kriege herbeiführen. Die Reformation war, in dieſer Hinſicht, Europa, und beſonders Deutſchland, ebenfalls verderblich; aber die Reformation, wie die franzöſiſche Revolution, hatten einen Preis, der, ward er

gewonnen, die Auslagen, wenn ich ſo ſagen darf, mehr als erſetzte. Was konnte dagegen ſelbſt durch den glücklichen Erfolg der Kreuzzüge, und namentlich für Deutſchland, gewonnen werden?

Die Bande der Hörigkeit und Leibeigenſchaft wurden ſchlaffer, da die Bevölkerung auf den Herrengütern ſich vermehrte. Zum Anbaue des Landes, dem Betriebe der Gewerbe und dem perſönlichen Dienſte der großen Eigenthümer und ihrer Familien war nur eine gewiſſe Anzahl von Händen nöthig, auf deren Erhaltung man Bedacht nehmen mußte. Ueberſtieg die Anzahl das Bedürfniß, dann konnte ſie dem Gebieter ſogar läſtig werden; und man hielt weniger ſtreng auf die Unablösbarkeit der Leibeigenen von Grund und Boden. Die Freilaſſung war leichter zu erhalten, und die Herren konnten ſogar eine neue Quelle der Einnahme daraus machen, was auch geſchah. So mußte der Stand der Freien ſich auch auf dieſem Wege vermehren, deſſen Anwachs noch andere Umſtände, wie die Religion und die Fortſchritte des Gewerbfleißes, begünſtigten. In den Städten mußten die Handwerker es ſchneller zu einiger Vollkommenheit bringen, weil das Beiſammenwohnen die Nacheiferung und den Umtauſch der Kenntniſſe und Erfahrungen begünſtigte, und der

freie Menſch überhaupt für ſich leichter und beſſer arbeitet, als der Sklave für ſeinen Herrn. Fand der große Grundeigenthümer nun ſeinen Bedarf in den Städten vorzüglicher und ſelbſt wohlfeiler, als ihm ſeine Leute denſelben liefern konnten, dann kaufte er ihn lieber dort, als er ihn bei ſich fertigen ließ. Auch dadurch ward die ſtädtiſche Induſtrie begünſtigt und der Sklavendienſt entbehrlicher, was den Werth der Sklaven, und demnach die Gründe der Sklaverei verminderte. Die Kreuzzüge aber, welche die Bevölkerung ſchwächten, die innere Betriebſamkeit ſtörten und die Mittel des Wohllebens verminderten, konnten auch in dieſer Beziehung nicht günſtig auf die Lage von Deutſchland wirken.

Es klingt faſt komiſch, wenn man gelehrte Leute unter den guten Wirkungen der Kreuzzüge anführen hört, daß ſie die geographiſchen Kenntniſſe erweitert hätten. Man muß in der That einen großen Werth auf die Fortſchritte der Erdbeſchreibung legen, wenn man ſie mit ſolchem Preiſe zu bezahlen kein Bedenken trägt. Das Honorar für einen praktiſchen Curs, wie ihn die Kreuzzüge gaben, iſt etwas theuer, und, leider, konnten ihn die meiſten Zöglinge nicht einmal vollenden, und mußten ſich in den Ländern, die ſie ſtudiren ſollten, begraben laſſen. Vielleicht rühmt

auch die gelehrte Nachwelt einmal die geographiſchen Kenntniſſe, welche die Franzoſen, die ſonſt in der Erdbeſchreibung nicht beſonders ſtark geweſen, in den kriegeriſchen Expeditionen unſerer Tage erworben haben. Indeſſen darf man zweifeln, daß dieſer Gewinn ſie für das Lehrgeld, das ſie in einem Lande bezahlen mußten, welches für ſie wenigſtens nicht das gelobte war, entſchädigt und getröſtet haben ſollte. Unverkennbar zeigen ſich ſchon in der Mitte des zehnten Jahrhunderts Vorboten einer beſſern Zukunft für Deutſchland. Der Saame war gelegt und ſproßte in dem Anfange eines freien Bürgerſtandes, in einem lebendigern innern Verkehr, auf den auch die Benützung der Silberadern des Harzes (968) vortheilhaft wirkte, und in einer höhern wiſſenſchaftlichen Bildung auf. Selbſt in deutſcher Sprache wurden nicht unglückliche Verſuche gemacht, wie Ottfried und Notker zeigen. In den Klöſtern las man römiſche Claſſiker und ſchrieb die theuern Reſte des Alterthums, wenn auch nicht immer mit lobenswerther Auswahl und Genauigkeit, doch mit großem Fleiße ab. Man ſieht, die Bahn war betreten, der erſte Verſuch gemacht, jetzt kam es darauf an, daß glückliche Verhältniſſe ihn unterſtützten und die Entwickelung der hoffnungsvollen

Anlagen begünſtigten. Die Kreuzzüge, das wird man wenigſtens zugeben, wirkten nicht dahin.

Schon vor denſelben hatten die Europäer Handelsverbindungen mit den Arabern angeknüpft, die einen glücklichen Fortgang haben konnten, hätten die Feindſeligkeiten der Kreuzfahrer ſie nicht zerriſſen. Der innere Handel, der für die Entwickelung der Nationalkräfte, für Ackerbau, Induſtrie und Wohlſtand weit wichtiger iſt, als der äußere, der auf die Dauer nur durch jenen beſteht, litt durch die Kreuzzüge weit mehr, als er gewinnen konnte. Ueberhaupt iſt ſchwer zu begreifen, was man Großes und Erſprießliches in einer abenteuerlichen Unternehmung finden will, die ein ſchwärmeriſcher beſchränkter Mönch in wilde Bewegung ſetzte, und barfuß und in einer langen Kapuze ohne Zucht und Ordnung führte. Von ſeiner Einſicht und dem Werthe ſeines Heeres gibt Peter der Eremit wohl dadurch den ſprechendſten Beweis, daß er von 300,000 Menſchen kaum 30,000 vor Konſtantinopel brachte; daß der fromme Zug mit einem Morde der Juden begann, deren er 12,000 bloß in einigen rheiniſchen Städten ſchlachtete. Vergebens folgten dem Peter noch 220,000 Mann, dann wieder 500,000 Mann mit der Blüthe des europäiſchen Adels. Den vorübergehenden glück-

lichen Erfolg, von weniger Bedeutung, zerſtörte der Mangel an Gehorſam und Ordnung im Heere und die Zwietracht unter ſeinen Führern. Obgleich noch fünf Züge, auf die erwähnten zwei erſten, nach dem heiligen Lande unternommen wurden, ſo bewirkten ſie doch kaum mehr als dieſe. Wahrhaftig, Europa hat die Ehre, einen Schattenkönig von Jeruſalem, einen Grafen von Edeſſa und Tripoli, einen Fürſten von Antiochien und Achaja, einen Herzog von Athen unter ſeinen Helden zu zählen, theuer genug bezahlt! Was in ſieben Zügen faſt zwei Jahrhunderte hindurch war mühſelig errungen worden, ging in zwanzig Jahren rein verloren; denn gegen das Ende des dreizehnten Jahrhunderts beſaß die Chriſtenheit nichts mehr in Paläſtina.

Als ein großer Vortheil der Kreuzzüge wird angeführt, daß durch ſie viel Landeigenthum an den Bürger- und Bauernſtand gekommen ſey, dem es der Adel überließ, um ſich die Koſten der weiten Züge zu verſchaffen, wie auch, daß edle Geſchlechter in ihnen erloſchen ſeyen. Aber war dieß nicht ebenfalls mit den Bürgerlichen der Fall? Auch ſie mußten dem frommen Werke der Befreiung des heiligen Grabes ihr Vermögen opfern, die Arbeit unterbrechen, die ihre Familien nährte, denen ſie wohl nö-

thiger als die Ritter den begüterten Geſchlechtern waren. Durch die Entfernung des Edelmanns, der zu Hauſe nur ritterliche Uebungen, Jagd und Fehde kannte, verlor die Wirthſchaft nichts, da der Bürgerliche dagegen ſein Geſchäft betrieb und dadurch ſich und die Seinigen erhielt. Stellte ſich aber auch Vortheil und Nachtheil ins Gleichgewicht; wurde durch die Ueberlaſſung von Grundeigenthum an Menſchen, die keines hatten, gewonnen, was durch die Störung der Gewerbe verloren ward; wurden die Peſt der Sittenloſigkeit, der Ausſatz und andere verheerende Krankheiten durch die erworbenen Kenntniſſe aufgewogen, dann bliebe immer noch das Unternehmen der Kreuzzüge ſo abentheuerlich als abgeſchmackt. Aber bei der faſt eben ſo willkürlichen als oberflächlichen Zuſammenſtellung, der nicht mehr Thatſachen als Vermuthungen zum Grunde liegen, wird gewöhnlich ein höchſt wichtiger Umſtand überſehen. In Paläſtina nämlich ward Jeder, der Waffen trug, ein Edelmann. Wer Kriegsdienſt that, galt für einen Ritter. So kam es denn, daß Europa aus dem Orient geadelt wieder empfing, was es ihm als gemeines Volk überſendet hatte. Dieſe Schaaren friſch aufgeſchoſſener Edelleute, die weder das Gut, noch die Anſprüche und Vorzüge des alten

Adels hatten, waren Glücksritter, die, ohne Vermögen, Jedem dienen mußten, der ſie bezahlen konnte. Auch waren ihre Dienſte immer feil, und die wachſende Landeshoheit wußte ſie zu ihren ehrgeizigen Zwecken, wie die Fehde= und Raubluſt der Großen zur Störung des Friedens und der Ordnung trefflich zu benutzen.

Eine andere ſeltſame Erſcheinung ward durch die Kreuzzüge ins Leben gerufen, die, wie alles aus dieſer ſeltſamen Zeit, Bewunderung oder Spott erregte, bald Lob, bald Tadel fand; ich meine die geiſtlichen Ritterorden, die, halb Mönch halb Krieger, ſich zwiſchen die frommen Büßungen des Kloſters und das wilde Leben des Lagers theilten. Sie geben wohl das treueſte Bild von dem eigenen Geiſte, der damals die Chriſtenheit beſeelte, und von dem kein zweites Beiſpiel in der ganzen Weltgeſchichte gefunden wird. Ritterliche Galanterie und ascetiſche Enthaltſamkeit, ſtilles Gebet und Waffengeräuſch, beſchauende Zurückgezogenheit und lärmende Trinkgelage, Rechtlichkeit und Gewaltthat, Gebet und Flüche, Zeit und Ewigkeit, Andacht und Völlerei miſchten und einigten ſich auf die ſonderbarſte Weiſe.

Darin beſonders liegt der große Unterſchied zwiſchen dem claſſiſchen Alterthum und dieſer Zeit

der chriſtlichen mönchiſch-ritterlichen Romantik, daß jenem das Vaterland alles war, über welches dieſe den Beruf des Standes ſetzte. Für den Griechen und Römer gab es nichts Höheres als Griechenland und Rom, und die übrige Welt war nur mit Barbaren angefüllt. In dem Staate, dem Gemeinweſen ſuchte und fand er den Mittelpunkt ſeiner Neigungen, ſeines Ehrgeizes und ſeiner Wirkſamkeit. Die Religion, ſelbſt die innigſten und erſten Gefühle der Natur, Gatten-Eltern- und Kindesliebe waren dem Vaterlande, der Pflicht gegen dieſes und der Liebe zu ihm untergeordnet. Der Vater ſprach das Todesurtheil über ſeine Kinder aus, die ſich gegen das Vaterland verſchworen, oder dem Befehle des Beamten, der in deſſen Namen ſprach, ſich ungehorſam erwieſen hatten. Der götterreiche Olymp war in Griechenland und Rom, ſo zu ſagen, eingebürgert. Jedes Volk, jede bedeutende Stadt wies Abkunft und Entſtehung von irgend einer der Gottheiten nach. Dieſe waren national ſelbſt in die Geſchichte des Landes verflochten, an dem ſie darum auch Antheil nehmen mußten. Ihr Dienſt war eine Art Staatsdienſt, und die Prieſter, Auguren, die Wahrſager und Deuter des Vogelflugs, der thieriſchen Eingeweide und der Freßluſt der heiligen Hüh-

ner dachten weniger daran, ſich die Götter gefällig zu machen, als den Glauben des Volkes zum allgemeinen Beſten zu benutzen, und ſeine Geſinnungen dafür zu ſtimmen. Da lag der Himmel mit der Erde nicht im Streit, und die Ewigkeit forderte nicht das Zeitliche zum Opfer. Die Kirche ſetzte ſich nicht dem Staate entgegen, ſondern erkannte ihre Beſtimmung in der Förderung ſeiner Zwecke. Wenn es Märtyrer gab, dann waren ſie es für den Staat, indem ſie ſich ihm oder die Ihrigen freiwillig opferten, wie Lykurg, Kodrus, Ariſtides, Curtius, die Decius, und ſo viele Andere, oder die Eiferſucht und das Mißtrauen des Volks entfernte ſie aus gegründeter, oder auch eingebildeter Beſorgniß für die Freiheit, wie Themiſtokles, Miltiades, Cimon, Camillus, Coriolan und Cicero. Die Heiligen des Volks waren ſeine großen Männer, ſeine Retter und Wohlthäter in Gefahr und Noth, und wer unter die Götter verſetzt ward, mußte ſich gottähnlich um das Vaterland verdient gemacht haben. Eine wundervolle Einheit, die, bei allen Gebrechen der Verfaſſung, den Staat zum vollkommenſten machte, den die frühere Geſchichte aufzuweiſen hat. Wie alle Gefühle und Neigungen in dieſem höchſten Gefühle, in der vorherrſchenden Neigung

für das Vaterland, als ihrem Ziele und Mittelpunkt, zuſammenliefen, ſo hatten es auch vorzüglich Kunſt und Wiſſenſchaft zum Gegenſtande. Rede und Dichtung, Malerei, Sculptur und Baukunſt beſchäftigten ſich mit ihm, den Thaten ſeiner Götter und Helden, der innern und äußern Wohlfahrt des Landes, dem Ruhm und Glück des Volkes. Dahin wirkten Erziehung und Unterricht, Prieſter, Orakel, Philoſophen und Weiſe, und ſelbſt das geheimſte, häusliche Leben war auf das öffentliche berechnet und diente ihm. Bürger war und blieb der Grieche und Römer immer und allenthalben, auf dem Marktplatze, im Tempel, bei Feſten und Spielen, im Lager, ſelbſt im abgezogenen ſtillen Heiligthum ſeiner Hausgötter. Das ganze Leben, Streben und Wirken dieſer merkwürdigen Völker hatte ein beſtimmtes, unverrücktes Ziel, und alles, was der Bürger dachte, fühlte und that, ſollte Mittel und Wege zu dieſem Zwecke ſeyn. Und dieſes Ziel war ihm nicht vorgeſteckt, damit er es als die mühſelige Aufgabe ſeines Lebens im Sklavendienſte erreiche; er ſelbſt ſuchte es, und ſetzte an ſeine Erreichung alles; weil er ſo nicht bloß ſeine Pflicht erfüllte, ſondern auch der Neigung ſeines Herzens folgte, und den eignen Ehrgeiz befriedigte, indem er dem Vaterlande diente. Bei dieſer ſtren=

gen Einheit im Zwecke, der das Vaterland war, herrſchte in den Mitteln zu ihm die größte Mannigfaltigkeit und Freiheit. Alles Oeffentliche ward öffentlich; was ſich auf den Staat bezog, von den Staatsgenoſſen verhandelt und abgethan, und dieſe ganze Anordnung, welche die höchſte politiſche Freiheit mit dem ſtrengſten bürgerlichen Gehorſam, die größte Aufmunterung zu allem Ausgezeichneten in Wort und That, zu allem Edlen und Heldenmüthigen in der öffentlichen Anerkennung, in Ehrenſtellen, Kronen, Triumphen, Ovationen, mit dem weiteſten Wirkungskreiſe und der möglichſten Umgebundenheit ſich in ihm zu bewegen, als Staatsmann, Krieger, Gelehrter, Künſtler, Anwalt und Redner verband, hat das claſſiſche Alterthum erzeugt, das in vieler Hinſicht noch unerreicht, in mancher unerreichbar in der Geſchichte glänzt. Sein bezeichnender Charakter iſt Einheit, Zweckmäßigkeit und Schönheit, ein beſtimmtes Gefühl von dem, was man ſoll und will, das Bewußtſeyn, es zu können, die Aufmunterung, es zu thun und in dem ganzen Leben, das alles dies in ſich vereint, die Uebereinſtimmung des Mannigfaltigen zur Bildung eines Ganzen.

Anders hatte das Mittelalter ſich geſtaltet durch den genetiſchen Charakter der Völker, ihre frühere

Geſchichte, den Schauplatz ihres Wirkens und beſonders durch das Chriſtenthum. Wie ſich das Ungleichartigſte zuſammenfand und in einander ſchmolz, ſo mußte es auch das Ungleichartigſte erzeugen. Da ſind die Kirche und der Staat, nicht vereint, oder ſich untergeordnet, ſondern neben einander und ſich befeindend um die Oberherrſchaft; die rohe Kraft und der kriegeriſche Heldenmuth von Halbbarbaren bei der Chriſtendemuth und Frömmigkeit; Unwiſſenheit und Aberglaube, das Gefühl der Stärke ohne Bildung, und alle dieſe disparaten Elemente, zu denen ſich noch manche andere zählen ließen, bewegten die Geſellſchaft in verſchiedenem Sinne, und theilten dieſer Bewegung eine ganz verſchiedene, oft entgegengeſetzte Richtung mit. So im Innern getrieben und von Außen wieder beſchränkt, ſchieden ſich die Kräfte, fanden verwandt ſich freundlich zuſammen, um ſich verbunden gegen die feindlichen zu ſchützen. Darum iſt der herrſchende Geiſt des Mittelalters der Geiſt der Körperſchaft, der mit dem Staate bald fördernd, bald ſtörend zuſammentrifft. Man muß geſtehen, daß der Standes- und Corporationsgeiſt hier geleiſtet hat, was er leiſten kann. Da war die Einheit nicht wie in dem claſſiſchen Alterthum zu finden, aber auch nicht zu erwarten.

Die Kirche ſtand neben dem Staate und ſetzte ſich, mit günſtiger Gelegenheit, auch über ihn. Das Haupt derſelben, ſelbſt eine Macht, herrſchte von der Fremde aus in die chriſtlichen Staaten hinein, wo es in der zahlreichen Geiſtlichkeit oft folgſamere Unterthanen als der Souverain des Landes fand. So ſehen wir die weltliche und geiſtliche Macht ſich entgegengeſetzt, den Adel im Widerſpruche mit der Bürgerſchaft, die mächtigen Großen ſich in die Vorrechte des Kaiſerthums und der königlichen Würde theilen, die ſie nach und nach ihrer Güter und Macht berauben. Klöſter und Orden, Adel und Städte, Adelsverbindungen und Städtevereine, Zünfte und Innungen, Univerſitäten und Verbrüderungen aller Art waren eben ſo viele Schutzmittel gegen benachbarte Anfeindung, durch die man ſich, bei der allgemeinen Hülfsloſigkeit, in der ſich die Staatsgewalt befand und Andere ließ, ſelbſt half, ſo gut es gehen wollte. Daher dieſe zahlloſen Körperſchaften, dieſe vielfältigen Gliederungen, in denen jedes Glied wieder ein eigener Körper war. Nicht bloß der Staat bot dieſes Schauſpiel der Vereinzelung, Trennung und des Gegenſatzes im Großen dar; das Land, die Städte zeigten es im Kleinen. Jede Burg, jedes Kloſter, jede Stadt, die Kirche war eine Art Feſtung, zu

Wehr und Angriff mit weltlichen und geiſtlichen Waffen, und jeder Körperſchaft bildete zum eignen Schutz eine ſchlagfertige Macht. Daß auf dieſe Weiſe die Kräfte vielſeitig geübt und gebildet wurden, und beſonders die Körperſchaften ihre wundervolle Macht entwickelten, läßt ſich begreifen. Erwägt man aber, welches der Zweck und die Beſtimmung des Staates ſey, zu welchem Ende ſich die Menſchen in politiſche Geſellſchaften vereinen, dann muß man geſtehen, daß die Verfaſſung des Mittelalters, bei allem Großen, das es in Bruchſtücken aufzuweiſen hat, weder ein beneidenswerthes, noch ein nachahmungswürdiges Muſter darbietet. Es iſt eine große Aufgabe, vielleicht die größte eines Geſetzgebers und Staatsmannes, die Kräfte der Einzelnen im Staate durch die Bildung von Körperſchaften zu vervielfältigen und zu entwickeln, vorausgeſetzt, daß ſie es verſtehen, dieſe erhöhete Kraft nach dem Zwecke des Staates zu regieren und ſie ihm unterzuordnen. Wer das nicht kann, und den Stände- und Corporationsgeiſt doch begünſtigt, vermehrt die Elemente der Verwirrung, und läuft Gefahr, den Staat den Körperſchaften, die Geſellſchaft Ständen, das allgemeine Wohl dem Vortheile Weniger aufzuopfern. Das war auch wirklich der Fall im Mittelalter.

Mit Unrecht bewundert man eine große Kraft, die nur verderblich wirkt. Nicht in der Kraft allein liegt unſer Werth, ſondern vorzüglich in dem Gebrauche, den man davon macht, in dem Zwecke, dem ſie dient. Der Raubmörder ſetzt das Leben an den Raub, der Spieler ſein Vermögen an die Leidenſchaft, die ihn beherrſcht, der Wüſtling Geſundheit und Vermögen an die Befriedigung ſeiner Luſt. Der Freund des Vaterlands, der Wohlthäter der Menſchheit, der Held im Kampfe für Wahrheit und Recht, der edelſte und größte Menſch hat nicht mehr zu opfern als jene Sünder opfern; der Unterſchied, der ſich zwiſchen ihnen findet, die ungeheuere Kluft, die ſie wie Himmel und Hölle trennt, liegt alſo in dem Gegenſtande, dem das Opfer gilt.

Allerdings gab die Verfaſſung der alten Staaten Griechenlands und Roms mehr eine Stadt- als Staatsregierung. Sie war auf keine Weiſe, im wahren Sinne des Worts, demokratiſch, weil auch ſie, wie die Verfaſſung anderer Völker, Wenige auf Koſten Vieler begünſtigte, nur mit dem Unterſchiede, daß die Wenigen dort eine Bürgerſchaft, hier aber Kaſten oder Stände bilden. Darum fielen auch Griechenland und Rom, und mußten durch ſich ſelbſt, durch die Mängel ihrer Verfaſſung ſchon dar-

um fallen, weil dieſe, nur auf ein Stadtgebiet berechnet, auf einen größern Umfang ausgedehnt, den Staat mit ſich in Widerſpruch ſetzte. Gerade weil es an einer wahren, demokratiſchen Grundlage fehlte, zerſtörte ſich der Staat. Erſt entſtand der Kampf des Volks mit den Patriciern, der Armen mit den Reichen, dann der Colonien, oder unterworfenen Völker mit dem Mutterlande, der Bundesgenoſſen mit dem Bundeshaupte, der Sklaven mit den Herren. So war es in Sparta, Athen und Rom, und die Geſetzgebung Lykurg's und Solon's, die meſſeniſchen Kriege, die der Athener mit den beſiegten Inſeln, der Zug des römiſchen Volks nach dem heiligen Berge, der Kampf um das Tribunat und das Recht, zu den höchſten Aemtern auch Plebejer zu ernennen, die Bundesgenoſſen- und Sklavenkriege bezeugen es. Da es keine Einheit des Vortheils gab, ſo konnte es auch keine Einheit des Willens geben, und jeder Ehrgeizige fand Unzufriedene, mit denen er es verſuchen durfte, die Verfaſſung umzuſtoßen; und wem das gelingt, der wird auch leicht der Herr des Staates. Dieſer hatte in ſeiner allmähligen Vergrößerung bei dem beſchränkten Stadtregimente die Stellung einer Pyramide angenommen, die auf der Spitze ruhen ſoll. Das Weſen

der Demokratie beſteht nicht darin, daß Alle regieren, ſondern daß im Intereſſe Aller regiert werde. Immer regieren Wenige, wenn nicht Einer, auch wo die Regierung Allen oder Vielen übertragen ward. Es iſt Ordnung der Natur, und alſo ihrer Verfaſſung gemäß, daß der tiefern Einſicht, der größern Thätigkeit und dem größern Muthe ſich die Andern unterordnen, und dieſe Verfaſſung der Natur wird durch keine menſchliche aufgehoben. Der Schwache und Einfältige kann den Namen führen; in ſeinem Namen aber thut es der Stärkere und Schlaue, und wäre es bei der ſchlechteſten aller Regierungen am Ende ein Verſchnittener, eine Maitreſſe oder ein Kammerdiener. Jede Regierung, ſoll ſie anders gerecht und von Dauer ſeyn, braucht eine demokratiſche Unterlage, das heißt, ſie muß im Intereſſe Aller ſeyn. Vom Buchſtaben iſt nicht, ſondern von der Sache die Rede. In der Theorie gibt es ein demokratiſches Regiment. Die Verfaſſung kann es ſeyn, die Regierung iſt es nie. Soll im Intereſſe der Geſammtheit regiert werden, dann muß ſich dieſe in der Lage ſehen, ihre Wünſche, ihre Hoffnungen, ihre Billigung und ihren Tadel auszuſprechen. Das iſt es, was ich unter einer demokratiſchen Grundlage verſtehe, nicht aber, daß dem

Volke unmittelbar Antheil an der Regierung gegeben werde, nicht einmal, daß es ſich gerade durch Staatsgewalten vertreten ſehe; denn keine Repräſentation, hat ſie auch das Volk unmittelbar gewählt, muß mit dem Volke daſſelbe Intereſſe, oder dieſelbe Anſicht theilen; ſie ſelbſt bildet einen eigenen Stand, der ſein eigenes Intereſſe hat, und iſt darum auch immer als demokratiſche Grundlage ein mangelhaftes Surrogat, und oft nicht ſo wichtig, wie die Preßfreiheit, wenn ſie für öffentliche Angelegenheiten beſteht. Was wir demokratiſche Grundlage der Regierung nennen, muß ſeiner Natur nach beſonders in dem Grunde der Geſellſchaft, den die Gemeinden bilden, zu finden ſeyn. Dieſe Anſicht wurde früher ſchon weiter ausgeführt, und bedarf hier nur einer Andeutung. Der Bürger bewegt ſich leicht in dem engen Kreiſe der Gemeindewirkſamkeit, die es mit ſeinen nächſten Intereſſen und Beziehungen zu thun hat. Der Grundſtoff des Staatslebens iſt das Leben der Gemeinden, und aus ihm, und nach ſeiner Eigenthümlichkeit geſtaltet ſich das Ganze. Was der Bürger ſelbſt zu thun fähig iſt, ſoll kein Anderer von Staatswegen für ihn thun. An die Gemeinden ſchließen ſich zunächſt die Bezirke oder Aemter, dann die Provinzen, Departements, Grafſchaften

oder Kreiſe an, die ſich aus den Gemeinden, als ihren Einzelnheiten entwickeln. Darin ſcheint mir eben die große Kunſt des Geſetzgebers zu liegen, daß er den Willen, die Intereſſen, die Anſichten und Wünſche der Geſammtheit von den Gemeinden aus, durch die Abſtufungen der Staatsorgane, ſo wie ſie edler und größer werden, veredelt und kräftiger hinaufleite. Auf dieſe Weiſe läßt ſich dem Staate die wahre und immer wohlthätige demokratiſche Grundlage geben, und er wird ein organiſches Ganzes, das den Saft des Lebens durch die Wurzeln an ſich zieht, und nach ſeinem Bedürfniſſe vertheilt, ſo daß er den Stamm, Zweige, Blätter, Blüthen und Früchte nährt, nicht mehr der Saft, wie ihn die Wurzeln aufgenommen, doch aus ihm verarbeitet und veredelt. Dann unterſcheiden wir uns zu unſerm Nachtheil, wie ich glaube, von den Alten, daß wir die Gewalt zu mäßigen bemüht ſind, dieſe aber die Menſchen mäßigten, die ſie üben. Sie legten durch Erziehung, Unterricht, Beiſpiel, Ehre und Auszeichnung in die Gemüther Achtung vor der Gerechtigkeit, Liebe zur Freiheit und Haß der Tyrannei, da wir die Freiheit durch eine kluge Theilung der Gewalt und eine abgewogene Stellung der Behörden gegen einander ſichern, die Gerechtigkeit aber durch die Strenge der

Geſetze erhalten wollen. Wir kennen faſt nur noch materielle Mittel der Regierungskunſt. So wird der Staat zur Maſchine, die Stände und Menſchen in ihm ſind lebloſe Federn und Räder, und der Gehorſam, das Einzige, was man zu bezwecken ſcheint, geht gerade ſo weit, als die Mittel, ihn zu erzwingen, Gefängniß, Schwert, Galgen und Stock.

In mehr als einer Hinſicht war die Verfaſſung, wie wir ſie unter Karl dem Großen geſtaltet finden, vorzüglich zu nennen, und übertraf in mancher Beziehung bei weitem, was nach ihm das Mittelalter an allem Herrlichen und Großen aufzuweiſen hat. Ueber das Gemeinheitliche ſtand den Gemeinden die Entſcheidung zu, und ſie waren in Anordnung ihrer innern Verhältniſſe faſt ſelbſtſtändig. Die Angelegenheiten der Grafſchaft wurden in ihr und durch Freie aus ihr berathen und abgethan. Ueber Reichsſachen ſprach und verfügte der Reichstag, das Reichsoberhaupt an der Spitze. Nachdem alſo die Berathung und Verfügung Dinge und Perſonen betraf, die zur Gemeinde, zur Cente, zur Provinz, oder zum Reiche gehörten, ging ſie aus dem Einfachen ins Zuſammengeſetzte über, wie die natürliche Ordnung es beſtimmte. Für das Gerichtsweſen galt daſſelbe, die Verhandlung war öffentlich, Schöffen,

Freie, die über Freie ſprachen und ihres Gleichen waren, halfen das Urtheil ſchöpfen aus Anordnungen und Geſetzen, wie ſie ihnen überkommen waren, oder zu denen ſie berathend und beſchließend mitgewirkt. Ueber dem Ganzen ſtand leitend, ordnend und zuſammenhaltend der Kaiſer oder König, die letzte Zuflucht aller Hülfsbedürftigen und Bedrängten, die ſchwach und ohne Mittel im Gedränge der geſellſchaftlichen Ungleichheit und Willkür ſich nicht retten konnten. Darum war auch dem Oberhaupte des Staates die Sorge für Arme, Wittwen und Waiſen beſonders zur Pflicht gemacht. An dieſes wendete ſich, wer ſich in ſeinem Rechte gekränkt und verletzt glaubte, und der Kaiſer übte die Gerichtsbarkeit, wo er ſich befand, wenn er ſie üben wollte, nicht nach Gunſt und Eigenwillen, ſondern nach Geſetz und Billigkeit, berichtigend, verbeſſernd, auch mildernd, kurz im Guten Herr, im Böſen, wie es ſeyn muß, gebunden. Da er nicht allgegenwärtig Alles ſehen, Jeden hören konnte, ſo gingen ſeine Abgeſandten durch das Reich, die Beamten zu bewachen, die Klagen anzuhören, der Willkür zum Schrecken, zur Ermuthigung der Schwachen, zum Troſte der Bedrückten. Eine treffliche Verfaſſung für einen großen Staat, ſo lange ſie der Geiſt des Monarchen

beſeelend aufrecht hält, und die Sitten ſie unterſtützen! Unſere politiſche Weisheit hat oft vergebens nach einer beſſern geſucht, obgleich ſie ſich der Erfindung der conſtitutionellen Monarchie rühmt, die ſie eben nicht erfunden, aber gut entwickelt hat. Mag man ſie nun, wie ich glaube, mehr gefunden als erfunden haben, die Hauptſache iſt, welche Dienſte ſie uns leiſtet. Unleugbar hat die Inſtitution große Vorzüge, wenn auch die politiſche Taſchenſpielerkunſt ſie oft zum Gaukelwerk mißbraucht, mit täuſchender Behendigkeit der Freiheit, die ſie verheißen hat, ein Mittel der Unterdrückung unterſchiebt, und die erwartete Erleichterung in eine Laſt verwandelt. Alle Inſtitutionen, auch die beſten, werden, mit ſchlechten Menſchen, ſchlecht.

Die Verfaſſung, wie ſie unter Karl beſtanden iſt ſpäter ausgeartet, und alle geprieſene Herrlichkeit des Mittelalters iſt ſie nicht werth, und erſetzt ſie ſo wenig, als ſie dafür entſchädigt. Selbſt was man in ihm zu rühmen pflegt, Stifter, Klöſter, Innungen, Körperſchaften, Bündniſſe und Orden, waren Verſuche, den Gebrechen des Staates zu begegnen, das für ſich zu leiſten, was er leiſten ſollte und nicht leiſtete, und zeugen demnach mehr gegen, als für die früher allerdings verkannte, aber ſpäter weit

überſchätzte Zeit. Klöſter ſind ehrwürdig, als eine Freiſtätte der abgezogenen Frömmigkeit, der ſtillen Liebe zur Wiſſenſchaft, des müden Alters und der getäuſchten Hoffnungen des Lebens; aber ſie wurden, wie die Stifter, Verſorgungsanſtalten der Unbrauchbarkeit, des Müßiggangs, Zeughäuſer der Unwiſſenheit und des Aberglaubens, oft Höhlen des Jammers und des Laſters. Zünfte, Innungen mochten, wie die Univerſitäten, ihr Gutes haben, und hatten es in der That, ſo lange ſie Schutzmittel gegen Druck, Gewaltthat und äußere Bedrängniſſe in der unſichern und bedrängten Zeit geweſen ſind; wie ſie Kunſt, Gewerbe und die Wiſſenſchaft damals förderten, ſo hemmen ſie jetzt ihr Fortſchreiten, und ſind mehr Anſtalten zur Bewahrung des Beſtehenden als zur Aufmunterung und Verbreitung des Beſſern. Zünfte und Innungen können auch jetzt noch der Geſittung, der Erhaltung bürgerlicher Ordnung treffliche Dienſte leiſten, aber der Induſtrie ſind ſie ſo wenig nützlich als die Hochſchulen der wahren Bildung und der Wiſſenſchaft unentbehrlich. Die Templer, Johanniter und der deutſche Orden haben Großes gethan, wie es die Staaten des claſſiſchen Alterthums nicht größer zeigen, aber wem kam die ſchöne Kraft zu gut, zu welchem Zwecke

ward ſie verſchwendet? Im mühſeligen Kampfe mit Sarazenen und Heiden, um eine blutige Bekehrung oder Ausrottung durchzuſetzen. Ihr wahrer Zweck war Schutz und Geleitung der Pilger, die nach dem heiligen Grabe wallten, Pflege der kranken Chriſten und Befreiung des gelobten Landes von der Herrſchaft der Ungläubigen. Da Paläſtina, der ganze Orient verloren ging, ging auch ihre Beſtimmung zu Ende, die allerdings, bei ihrem Entſtehen, groß und edel war. Jahrhunderte haben ſie noch ohne Zweck und Vortheil fortgelebt, eine Laſt, der Gegenwart von der Vergangenheit aufgebürdet, mit der die veränderte Zeit nichts anzufangen und ſich ihrer nicht zu entledigen wußte. Die Templer gingen früher unter; ſie mordete die Argliſt und Habſucht eines Königs, dem nichts heilig war, wo es die Befriedigung ſeines Ehrgeizes oder ſeines Golddurſtes galt.

Im Allgemeinen läßt ſich annehmen, daß die Thätigkeit des Menſchen nur ein gedeihliches Reſultat haben könne, wo ſie mit den Geſetzen der Natur nicht im Widerſpruch ſteht. Vermag ſie dieſelbe in ihrem Streben zu unterſtützen, dann iſt, was der Menſch im Einverſtändniſſe mit ihr erzeugt und ſchafft, um ſo fruchtbringender und dauerhafter. Es

wird keinem verſtändigen Landwirthe einfallen, einem Boden, der Frucht bringt, Wein abzugewinnen, Getreide an ſonnigen Hügeln, und Reben auf fetten Niederungen zu pflanzen. Er wendet ſeinen Fleiß auf die Hervorbringung ſolcher Gegenſtände, die ihm am reichſten lohnen; und was die Erde ihm am freigebigſten wiedergibt, deſſen Samen vertraut er ihrem Schoße an. In gleichem Sinne wird der kluge Staatswirth handeln, ein ackerbauendes Volk, das der Boden dazu macht, nicht in ein Volk von Hirten verwandeln wollen, nicht zum Landbau ermuntern, wo ein ödes Küſtenland mit wirthlichen Buchten zur Schifffahrt aufmuntert, und Fabriken begünſtigen, wo fruchtbares Feld ſeinen Anbau reicher lohnt. Von politiſchen Inſtitutionen, wie von allen geſellſchaftlichen Anordnungen, gilt daſſelbe. Stehen ſie mit den Geſetzen und Anordnungen der Natur im Widerſpruch, dann werden ſie ſich mit Mühe, und nie auf die Dauer erhalten, und der Geſellſchaft keinen Segen bringen. Die Staatskunſt, die es verſtände, die Anlagen des Menſchen zur höchſten Entwickelung zu bringen, und jeder gebildeten Kraft den ihr angemeſſenen Wirkungskreis zu geben, würde ihren Beruf erfüllen, weil ſie dem Menſchen, wie der Geſellſchaft, die Erreichung ihrer

Beſtimmung möglich machte. Die Gaben ſind verſchieden ausgetheilt, und wenn Dieſem Körperſtärke ward und Behendigkeit, Jenem Geiſt, dem Einen Muth und Ausdauer, dem Andern Schwäche des Gemüths und beſchränkte Faſſungskraft, dann ſollte der Staat eine zweckmäßige Ausbildung der verſchiedenen Anlagen möglich machen, und ſie zweckmäßig verwenden. Man bürdet dem Schwachen nicht die Laſt des Starken auf, ſtellt die Muthloſigkeit nicht an Poſten der Gefahr, trägt der Einfalt nicht die verwickelte Arbeit auf, der nur Gewandtheit und Geſchick gewachſen ſind. Der größeren Kraft gebührt ein größerer Wirkungskreis, ſie leiſtet mehr und darf auch für größere Leiſtungen eine größere Belohnung fordern. An dieſem Maßſtabe müßte die Vortrefflichkeit der Staatseinrichtungen gemeſſen werden. Wo der Fleiß darbt, das Talent unbeſchäftigt iſt, der Müßiggang im Reichthum ſchwelgt, tauſend Anlagen, wie auf Felſen geſtreuter Samen, unentwickelt ſterben, wenn man kränkliche Pflänzchen mit Treibhauskünſten pflegt, da ſteht die Geſellſchaft mit der Natur im Widerſpruch, und ihr könnt verſichert ſeyn, das Elend iſt der Ungerechtigkeit auf der Ferſe, und nur ein ſtolzer Schein kann augenblicklich über die dürftige Wirklichkeit täuſchen. Das aber iſt der Zu-

ſtand der Geſellſchaft, in der nur Stände gelten, die Geburt nur Rechte gibt und nimmt, jede Mitbewerbung um den Preis des Lebens aufgehoben iſt, Zünfte und Innungen die Induſtrie, Univerſitäten den Unterricht, der Adel die Ehre, den Einfluß und die Freiheit zum Eigenthum von Genoſſenſchaften machen. Das aber iſt der herrſchende Zug in dem Charakter des Mittelalters, der ſich unglücklicherweiſe in Europa ſo widernatürlich ausgebildet hat, daß es ſchwerlich ſo bald eine naturgemäße Haltung wieder finden dürfte. Im Staate des Mittelalters, wie an ſeinen Bauten, ſind die Schnörkel und Verzierungen in dem Grade weſentlich geworden, daß ohne ſie, die Nebenſache, die Hauptſache nicht beſteht. Der äußere Anblick iſt impoſant, das Innere aber, bei aller Glasmalei und dem feierlichen Helldunkel, weder wohnlich noch bequem. Dem gothiſchen Staatenbau — denn man kann ihm ſo gut wie der Baukunſt dieſen Namen geben — fehlt ſogar die Einheit und Majeſtät, die dieſe wenigſtens dem Beſchauer darbietet. Mag man die Burgen in ihren Trümmern als Reſte der Vergangenheit zu erhalten ſuchen, der Reiſende darf ſich an ihrem Anblick jetzt vergnügen. Da in ihnen noch die Ritter hauſeten, wäre es ihm in ihrer Nähe nicht ſo be-

häßlich geweſen, und keine Hütte erfreute ſich wohl ihrer Nachbarſchaft. Das Erbtheil, das wir von dieſer Zeit überkommen haben, kann noch Jahrhunderte als eine Bürde auf uns laſten, die unſere Wiſſenſchaft ſogar zur Wohlthat macht. Ja, es iſt zweifelhaft, ob es ihr je gelingt, ſie von ſich zu werfen. Wer in den Romanen, den Geſängen und Liedern, den Turnieren und allen koſtſpieligen Herrlichkeiten der Feudalität eine Entſchädigung dafür findet, iſt im Finden glücklicher als wir.

Sind die angeführten Bemerkungen nicht ungegründet, dann mögen ſie bei der Würdigung des Mittelalters von Nutzen ſeyn. Ohne Zweifel haben auch die Ritterorden in den Kreuzzügen Großes gethan und Verdienſtliches geleiſtet; aber eine weſentliche Frage iſt, zu welchem Zwecke, in welchem Geiſte es geſchehen, und welchen Vortheil die Geſellſchaft daraus gezogen. Für die Zeit und den Ort, die ſie ins Leben treten ſahen, mögen ſie ein Bedürfniß geweſen ſeyn, und ohne Zweifel hatten ſie ihre Verdienſte, ſo lange dieſes Bedürfniß währte und ſie es befriedigten. Aber ſie beſtanden noch nicht lange, da arteten ſie, wie faſt alles Menſchliche, durch veränderte Lage und Verhältniſſe und die Leidenſchaften ihrer Mitglieder aus und währten noch als Miß-

brauch fort, da ſie ſchon lange von ihrem frühern Gebrauche abgekommen waren. Von den drei geiſtlichen Ritterorden, welche den Kreuzzügen ihr Entſtehen verdankten, den Templern, Johannitern und dem deutſchen Orden, gingen die erſten am frühesten gewaltſam unter. Die beiden andern erhielten ſich bis in unſere Zeit, wenn auch nicht des Vortheils der Geſellſchaft, doch ihres eigenen wegen.

Für alle menſchliche Angelegenheiten, für das Glück ſowohl als das Unglück, für die Neigungen und Leidenſchaften, für Haß und Liebe gibt es eine Ebbe und eine Flut. In der Natur iſt ewiges Fortſchreiten, eine beſtändige Entwickelung vom Entſtehen bis zum Untergang, vom Knospen bis zur Reife. Alles ſtrebt nach ſeiner Vollendung, und kehrt, zu ihr gelangt, wieder dahin zurück, wovon es ausgegangen. Es gibt für alles ein Höchſtes, über das es nicht hinaus, und ein Tiefſtes, unter das es nicht hinuntergeht. So iſt es in der lebendigen, ſo in der lebloſen, ſo in der phyſiſchen, ſo in der geiſtigen Welt. Ueber ein gewiſſes Maß hinaus zerſtört ſich Alles ſelbſt und löſet ſich auf. Schon die Unbeſtändigkeit des Menſchen erträgt nichts von Dauer und ſehnt ſich nach Veränderung. Dem Leichtſinne kann ſelbſt das Glück läſtig werden und ſchon der Wechſel iſt für

ihn Genuß. Aber auch ohne dies ſteigt und fällt, entſteht und vergeht, entwickelt und zerſtört ſich Alles in und um den Menſchen, ewigen Geſetzen gemäß, er ſelbſt nicht weniger, als was er will und wirkt. Der Beſitz macht ruhig, nach dem man regſam geſtrebt, die Sicherheit unbeſorgt, der Genuß ſchlaff, das Vermögen übermüthig und die Strafloſigkeit gewiſſenlos. Auf dieſem Wege geht dann auch wieder alle Macht, aller Reichthum und alle Größe unter. Was Jahre und Jahrhunderte von Fleiß und Sparſamkeit gebaut und geſammelt haben, zerſtört und verſchleudert Müßiggang und Ueppigkeit. Das iſt der Gang der Völker und Staaten, der Familien und Individuen. Selbſt Kunſt und Wiſſenſchaft, Meinen und Hoffen und Wünſchen theilen dieſes Loos des Wechſels und der Unbeſtändigkeit. Die Weisheit erhält ſich ſo wenig als die Macht, und die Kunſt wird ſo gewiß der Künſtelei Platz machen, als die Geſetzmäßigkeit der Willkür, der beſcheidenen Mittelmäßigkeit das inſolente Glück und der Andacht die Freigeiſterei. Dieſem Wechſel ſind Throne, Katheder und Kanzeln unterworfen, und die Schule wird ſo wenig eine Lehre rein erhalten, als die Kirche einen Glauben und der Staat das Recht.

Dieſes Steigen und Fallen um uns zu ken=

nen, zu wiſſen, wann und wie es erfolgen muß, und die Geſchicklichkeit, ſich dieſer Ebbe und Flut zur günſtigen Fahrt durch das Leben zu bedienen, das iſt die große Aufgabe deſſen, der mit Erfolg zu wirken wünſcht; darin beſteht die wahre Klugheit, die das Glück gern zu begleiten pflegt. Wer mühvoll Schweres erreichen will, dem die Zeit entgegen iſt, ſucht flott zu werden, mit der Ebbe zu fahren, wo es an Waſſer fehlt. Im rechten Augenblick die Segel aufgezogen, und mit feſter Hand das Fahrzeug nach dem Landungspunkte gerichtet, geht es raſch und leicht. Wie gewiſſe Meere, ſo hat das Leben der Völker ſeine Strömungen und Paſſatwinde. Wer ſie zu gewinnen weiß, braucht wenig Kraft, um in kurzer Zeit einen weiten Weg zu machen. Wer ihnen entgegen fahren will, geht in vergeblichem Verſuche unter, oder ſetzt wenigſtens eine große Kraft an einen unſichern Erfolg. Dieſe Strömungen, dieſe Paſſatwinde, die durch die Völker, mit ihnen durch Welttheile, endlich durch die ganze Welt und ſo auch durch die Geſchichte gehen, bezeichnen wohl am beſten, was man öffentliche Meinung und den Zeitgeiſt nennt. Es iſt ſo wichtig, ſie zu kennen, ſo entſcheidend, ihnen nachzugeben, oder ſie in ſeinem Dienſte zu haben, daß gegen ſie

ein Märtyrer werden kann und auf dem Scheiter=haufen, oder durch die Hand des Henkers ſtirbt, wer mit ihr der Mann des Jahrhunderts hätte wer=den und einen Thron beſteigen können. Mit ihnen oder gegen ſie macht dieſelbe Lehre zum Weiſen oder Thoren, derſelbe Glaube zum Gliede der wahren Kirche oder zum Ketzer, dieſelbe That zum Helden oder Verbrecher. Solche Strömungen können ruhig durch ganze Geſchlechter ziehen, weil ſich eben kein kräftiger Menſch ihrer zu einem großen Zwecke zu bedienen weiß. Geſchieht dies aber, zeigt ſich zur rechten Zeit der rechte Menſch, der ſie verſteht, dann erſcheinen in der Geſchichte jene Charaktere, die da=für gelten, das Schickſal von Geſchlechtern und Völ=kern beſtimmt zu haben, wie Cäſar, Karl der Große, Gregor VII., Cromwell, Luther, Na=poleon und ihres Gleichen.

So wird es durch die Geſchichte dem Forſcher derſelben, wenn er es wirklich iſt, klar, daß die Er=eigniſſe mehr durch das ihnen eigene Cauſalitätsge=ſetz als durch den Willen der Menſchen beſtimmt werden, und daß eben dieſe Ereigniſſe mehr den Menſchen ſchaffen und bilden, als dieſer jene, ob=gleich er durch ſeine Willens= und Geiſteskraft un=verkennbar mächtig auf ſie einwirkt und ihnen Gang

beſchleunigt oder verzögert; daß, was uns Zufall iſt, weil wir die unſichtbaren Fäden, durch die es mit der ewigen Naturordnung zuſammenhängt, nicht entdecken, eben ſo gut als die Wirkung beſtimmender Urſachen betrachtet werden muß, wie das, was wir dafür erkennen; daß jeder Gedanke, jeder Entwurf, wenn er gedeihlich wirken ſoll, eine empfängliche Zeit finden muß, wie der Saame einen empfänglichen Boden, und daß es gerade in dieſer Empfänglichkeit, oder in dem Mangel an derſelben liegt, wenn in einer Zeit die größten Ideen und Gefühle unbeachtet bleiben, und in der andern ein Wort, im rechten Augenblick geſprochen, Wunder wirkt; daß die Zeit endlich ſich die Menſchen ſchafft, wie ſie dieſelben braucht, und ſie hebt oder fallen läßt, nachdem ſie mehr oder weniger taugliche Werkzeuge in ihnen findet.

Es gibt, wie unſere Weiſen ſagen, allerdings nur ein Recht, nur eine Wahrheit; aber es gibt auch für Alle nur einen Regenbogen, da doch Jeder an ſeiner Stelle ſeinen eigenen hat. Es kann bei veränderten Umſtänden verderblich wirken, was hülfreich war, zerſtören, was ſonſt erhielt, wie ein Gift Arznei werden, und die Arznei vergiften kann, je nachdem das Uebel des Kranken iſt. Selbſt die

Thorheit hat ihre weiſen Augenblicke, und die Weisheit kann Thorheit werden. Alles mag gut ſeyn an ſeiner Stelle, und zu ſeiner Zeit, wenn es nur ſeinem Zwecke dient und leiſtet, was geleiſtet werden ſoll. So wird aber auch Alles verderblich, wenigſtens zwecklos, wenn ihr es aus ſeiner Zeit, von ſeiner Stelle rückt. Lykurg's Geſetzgebung, das Meiſterwerk vielleicht des größten Geiſtes, den die alte Welt gekannt, in das Jahrhundert der Cultur und Civiliſation, nach Frankreich oder Großbritannien verpflanzt, würde dort als ein Denkmal des Wahnſinns ſtehen. Nicht alles Gute iſt immer und allenthalben gut, nicht alles Böſe immer und allenthalben böſe. Die Zünfte und Innungen, die Klöſter und Hochſchulen, das Ritterweſen und die Orden haben, wie das Papſtthum und ſelbſt das Feudalſyſtem, ihre Dienſte geleiſtet. Die Zeit rief ſie ins Leben, weil ſie ihr nöthig waren; die Zeit ließ ſie fallen, da ſie ihr entbehrlich wurden. So wäre es immer, wenn der Menſch die Zeit verſtände, oder ihrem Bedürfniſſe folgen wollte. Er aber ſucht aus Eigennutz, Selbſtſucht, Vorurtheil und Unverſtand zu erhalten, was ſeine Beſtimmung überlebt hat, dem Geiſte nach geſtorben iſt, und nur noch in ſeiner ſeelenloſen Hülle fortbeſteht, oder ſtrebt zu unterdrücken, in der Geburt zu vernichten, was die Zeit erzeugt, weil ſie es

braucht, das heißt, weil es der Zuſtand der Geſellſchaft fordert. So wird gewaltthätig gegen die Ordnung der Natur erhalten oder zerſtört, was ſich naturgemäß ſelbſt auflöſen oder geſtalten würde, wäre in der Geſellſchaft nicht Vieles widernatürlich geworden, zu deſſen Erhaltung die Thorheit gar oft zur Weisheit, die Gewalt zum Rechte werden muß. Indeſſen gibt es eine Naturordnung auch in unſerm gekünſtelten Zuſtande des geſellſchaftlichen Lebens, die ſich bei der Geſtaltung der Ereigniſſe vorherrſchend zeigt, und als eine gewaltige Strömung durch die Geſellſchaft zieht. Es iſt aber dies nicht die öffentliche Meinung, der Geiſt der Zeit, wovon unſere Zeitſchriftſteller und manche Staatskluge ſo viel reden, dieſes Orakel, dem jeder Prieſter nach ſeinem Intereſſe den Ausſpruch in den Mund legt, dieſe gefällige Gliederpuppe, der man eine beliebige Haltung geben kann. Unſere Zeit iſt durch die Art von Bildung, die ſie erzogen hat, ſo doppelgeſtaltig und doppelzüngig geworden, daß man nur ſchwer ihr rechtes Bild erkennt und ihr Wort, dem man glauben darf. Die Schrift iſt das Organ aller Mittheilung geworden, und die Schriftſteller ſind unſere Weiſen, unſere Prieſter, unſere Aelteſten, Senatoren, Grauen und Schöffen, durch die das Rechte und

Wahre geſchöpft werden ſoll. Die Schriftſtellerei aber iſt ein Gewerbe, das Gewerbe eines Standes, der die Intereſſen und Vorurtheile deſſelben hat, die er ſogar ſeinen perſönlichen Intereſſen und Vorurtheilen wieder unterordnet. Es iſt kein Stand, der die Nationen, die Geſammtheit, oder auch nur die Mehrheit vertritt; er vertritt ſich ſelbſt. Er dient nicht dem Geiſte der Zeit, ſondern ſeinem eigenen, und ſpricht nicht die öffentliche, ſondern ſeine Meinung aus. Und wer ſind ſie oft, dieſe angeblichen Prieſter des Zeitgeiſtes, dieſe unberufenen Stellvertreter der Gebildeten der Nation, der Auserwählten des Volkes, die geiſtigen Optimaten des Staates? Seht, wer ſchreibt, und leſet, was geſchrieben wird! Sonſt ſaßen im Rathe nur Alte, Alte, welche die Erfahrung eines Lebens für ſich hatten, von dem ſie vielfältig verſucht und geprüft worden waren; die das Beſtehende erprobt hatten, in langer Berührung mit Nachbarn und Einheimiſchen dieſe zu würdigen wußten und von ihnen nach Verdienſt gewürdigt wurden. Unſere jungen Leute ſind vor der Zeit alt geworden, und die ſchriftliche Verwaltung und das ſchriftliche Gerichtsweſen, wie die Schriftſtellerei, machen ſie zu Aufſehern, Führern, Rathgebern und Vorgeſetzten der Alten, nicht bloß im Meßkataloge

und den Leih= und Leſebibliotheken, ſondern auch in den Seſſions= und Amtsſtuben. Ein widernatürlicher Zuſtand!

Das nun iſt unſere eine Geſtalt und Sprache, die angelernte, angeleſene, angeſchriebene, die für die natürliche und wahre gilt, weil ſie des Anſtandes halber und des Tones wegen faſt beſtändig gezeigt, geſehen und geſprochen wird. Die andere, das Werk unſerer Bedürfniſſe, der Vertheilung des Vermögens, der geſellſchaftlichen Abſtufung und Gliederung, ſteht mit der erſten faſt durchaus im Widerſpruch. So geht, um dem gewählten Bilde treu zu bleiben, eine doppelte Strömung durch unſer Leben, und zwar in entgegengeſetzter Richtung. Scheint die eine der Freiheit, liberalen Anſichten und Geſinnungen günſtig, dann führt die andere uns beſtändig einer anſtändigen Sklaverei entgegen; einer anſtändigen ſage ich, weil die Bildung der Zeit mehr dem Scheine als der Sache huldigt, aller Rohheit und plumper Form entgegen iſt und barſche Gewaltthat nicht erträgt. Wir lieben die Freiheit und ſelbſt die Gleichheit, in wie weit ſich beide mit der Unterordnung und Auszeichnung in der Geſellſchaft vertragen, die der Eitelkeit ſo wohl thun und der Sucht zu glänzen und ſich geltend zu machen unentbehrlich ſind. Es wäre mög=

lich, daß ſich die bevorrechteten Stände aus Achtung gegen die Gerechtigkeit mit dem Volke ein gleiches Gericht, dieſelben Geſetze und Steuern gefallen ließen; aber ſchwerlich dürften ſie den Unterſcheidungen entſagen wollen, die ſie in der Geſellſchaft von den gemeinen Leuten ſondern und ihnen eine ausgezeichnete Stelle geben. Mag im Nothfalle Alles untergehen, bleibe nur der Vorrang durch Geburt, Titel, Ahnen und Ordenszeichen. Deswegen hat man ſehr Unrecht, ſich durch republikaniſche Redensarten und Formen, die dem claſſiſchen Unterrichte abgeborgt ſind, täuſchen zu laſſen; Europa iſt in ſeinem innerſten Weſen monarchiſch, durch Erziehung, Lebensweiſe, Bedürfniſſe, Gewohnheit, Gebrauch, Sitte und die ganze Lage und Stellung der Geſellſchaft, republikaniſch dagegen durch Unterricht und aus Grundſätzen. Wer die Menſchen kennt, weiß aber ſehr gut, welches Gewicht in den beiden Wagſchalen den Ausſchlag gibt. Wenn es, wie ich nicht leugne, Unzufriedene gibt, die von Freiheit und unveräußerlichen Rechten reden, dann ſind bei weitem die Meiſten ſolche, die in der politiſchen Hierarchie zu tief zu ſtehen glauben Gebt ihnen die Vorrechte eines Standes und von dem ewigen Rechte der Menſchheit iſt keine Rede mehr.